Arzt und Mensch : das Lebensbuch eines Forschens und Helfers / H. Much.

Contributors

Much, Hans, 1880-1932.

Publication/Creation

Dresden, 1932.

Persistent URL

https://wellcomecollection.org/works/w625hhat

License and attribution

Conditions of use: it is possible this item is protected by copyright and/or related rights. You are free to use this item in any way that is permitted by the copyright and related rights legislation that applies to your use. For other uses you need to obtain permission from the rights-holder(s).

wellcome collection

Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
https://wellcomecollection.org

HANS MUCH

ARZT UND MENSCH

22502923469

Martha Zochert
1933.

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b29981141

MUCH: ARZT UND MENSCH

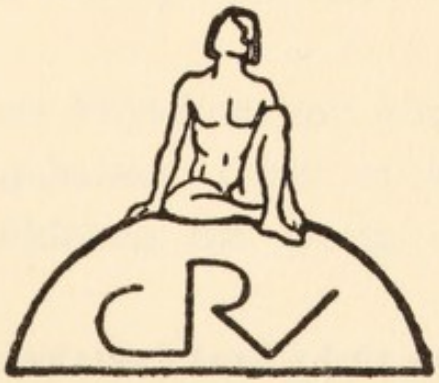
HANS MUCH

ARZT UND MENSCH

DAS LEBENSBUCH

EINES

FORSCHERS UND HELFERS



1 9 3 2

CARL REISSNER · VERLAG · DRESDEN

Wellcome Library
for the History
and Understanding
of Medicine

CUB /MUC

Copyright 1932 by Carl Reissner in Dresden

Printed in Germany

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Karriere oder nicht

1.

Ich war noch zweiundzwanzig Jahre alt, erst nach einem Monat wurde ich dreiundzwanzig: Ich war Doktor der Medizin und hatte ebenso das Staatsexamen hinter mir wie ein sehr bewegtes Studentenleben. Ich hatte das Examen mit Note eins bestanden, zum Erstaunen aller, die mich gesehen hatten. Denn ich hatte ein leichtsinniges Leben geführt, dessen Fahrt leicht und fertig weithin sichtbar war.

Ich war vier Semester Korpsstudent gewesen und hatte achtzehnmal gefochten und in Marburg kaum die Bescheinigungen der wenigen von mir belegten, aber nie besuchten Kollegs erhalten. In Marburgs enger Luft war über Kneipendunst und Fechterkunst nicht weiter viel zu machen. In Kiel, wohin ich im vierten Semester ging, war das anders. Dort gab es auch Frauen, die in Marburg mangelten, nicht weil sie nicht da waren, sondern weil sie gleich auf Heirat ausgingen. Allerdings war hier die Luft um die Frauen sehr wenig fein und auch wenig gut durchlüftet.

Ich bestand das Physikum mit eins. Ich hätte das sonst nicht ausgehalten. Denn es war vor meinen eigenen Selbstanklagen die einzig mögliche Rechtfertigung.

Im fünften Semester wurde ich wieder aktiv und erster Chargierter des Korps Teutonia, Leiter eines großen Stiftungfestes und aller in einer Kleinstadt

nur möglichen Vergnügungen und Leichtfertigkeiten. Dann kam Berlin, dann Würzburg. Ich galt als schöner Junge, und ich wußte von dieser Geltung ausgiebig Gebrauch zu machen. Die Geltung kostete allerdings viel Geld. Dennoch stand es für mich fest, daß ich rechtzeitig, und zwar mit Note eins, das Staatsexamen bestehen würde. Man wollte über solche Behauptungen bersten am korpsstudentischen Kneiptisch und hielt mich für größenwahnsinnig. Ich sehe sie noch vor mir, die kleinen engstirnigen Begabungen oder Nichtbegabungen, die jetzt zum Teil Lehrstühle statt Lehnstühle zieren, die züchtig um zehn nach Hause gingen, um zu ochsen und später im Examen wie im höheren Leben eine kümmerliche Drei zu erzielen, während ich bis zum Morgengrauen die Nacht verjubelte oder auch vergeudete. Im sechsten Semester diente ich beim dritten Garderegiment, dem Regimente Hindenburgs.

Der Erfolg war zwar ein unerhört frühes Examen und ein festes Bewußtsein der eigenen Kraft und ihrer Überspannungfähigkeit, ein unbedingter Verlaß auf den Willen und seine Allgewalt. Der war nur möglich, weil ich Krankheit, außer seltenen Migräneanfällen, nicht kannte. Aber die hatte ich schon als ganz kleiner Junge. Erst später sollte ich erfahren, ein wie köstliches Instrument die Gesundheit, besser gesagt, ein wie köstlicher Orchesterdirigent das Willensorchester ist.

2.

Ich lag an einem Februarmorgen mit schwerem Kopfe und leichtem Herzen im Bett. Da brachte mir die Wirtin zwei Briefe. Die durchjubelte Nacht hinderte mich an der Erkenntnis, daß es die Briefe meines Schicksals waren.

In meinem leichten, nur auf die Kostbarkeit und Durchkostung des Augenblicks gerichteten Sinn hatte ich an die Zukunft überhaupt nicht gedacht. Irgendwas würde sich schon finden. Und daß ich irgendwie ein berühmter Mann werden mußte, stand für mich so fest, daß ich es überheblich und anmaßend bei jeder Gelegenheit den Leuten ins Gesicht sagte.

Die Briefe kamen von zwei Korpsbrüdern: einer aus Wildungen, der andere aus Marburg. Der Wildunger war Assistent bei Geheimrat Marc, wo schon viele Korpsbrüder gewesen waren. Die hatten jetzt alle ein eigenes Haus und große Praxis in Wildungen, lebten in kummerlosem Wohlstand, ja zum Teil in Eleganz. Auch der Briefschreiber erbaute sich nach einigen Jahren ein eigenes Haus. Er bot mir eine Assistentenstelle bei Marc an. Die Bezahlung war für mich geradezu krösusartig, und die Aussicht herrlich: in kurzer Zeit schuldenfrei, ja, auf eine Beichte hin vielleicht sofort; die Aussichten auf ein glänzendes Leben war betont, betont war mein gesellschaftliches Auftreten. Betont das große Los, das all die andern Assistenten gezogen hatten, wobei mich meine von der Natur gewährte Ausstattung und dadurch meine Wir-

kung auf Frauen wohl noch schneller vorwärtsbringen könnten als die andern. Rosiges Licht lag über der Welt! Nur ein Haken war dabei: Ich hatte den Winter bei vollem Gehalt zwar völlig urlaubfrei, konnte mit einem reichen Patienten als sein Arzt nach Ägypten fahren, oder in Universitätskliniken arbeiten - aber: ich wäre Spezialist für Blasen- und Nierenleiden gewesen! Steinschneider. Brunnenverordner. Immer dasselbe, und immer im kleinsten Kreise! Mir schauderte. Aber dann kam wieder mein Glaube an mein Glück. Ich hätte sofort angenommen, vielleicht zu meinem wirklichen Glück. Aber unser Leben ist Schicksal, und das Schicksal wollte es anders. Das Schicksal lag im zweiten Brief verschlossen. Alles im Leben ist Zufall und Glück, wie der Prediger Salomo richtig sagt: »Zum Laufen gehört nicht, schnell zu sein; zum Arbeiten hilft nicht, geschickt zu sein, sondern alles liegt am Zufall und am Glück.« Auch in der Wissenschaft. Eine ganz große Erkenntnis voll unendlicher Tragik, wie jede Erkenntnis voll unendlicher Tragik ist. »Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel weiß, der muß viel leiden« (Prediger Salomo I, 18).

Der zweite Brief kam von Römer. »Du weißt, ich bin bei Geheimrat v. Behring, bin soeben Privatdozent geworden, Ruppel hat eine glänzende Stellung bei den Farbwerken bekommen. Wir suchen eine besondere Intelligenz. Du wärest unser Mann, ich kenne Dich ja vom Korps her. Es sind wenig Bewerber da. Beh-

ring wird Dich sofort nehmen. Du kannst gleich den beiliegenden Vertrag unterzeichnen. Allerdings erhältst Du nur hundert Mark monatlich, mehr gibt der Staat nicht für wissenschaftliche Institute. Auch keine freie Wohnung. Das Geld wird gerade für Essen und Trinken reichen. Wohnung, Kleidung usw. mußt Du aus eigener Tasche bezahlen. Aber dafür wird Dir versprochen, daß Du in drei Jahren Privatdozent bist, das heißt also mit fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren.«

Donnerwetter! entfuhr es mir. Und als ich zum Frühschoppen meinen Freunden den Brief zeigte, klang kaum ein anderes Wort als: »Donnerwetter! Herzlichen Glückwunsch, aber wir wußten es ja. Der berühmteste Mediziner der Gegenwart, gegen die Fakultäten eingesetzt, gegen die Fakultäten zum Geheimrat gemacht. Der ostpreußische Schulmeistersohn gegen alle Fakultäten geadelt, Liebling und Stolz der Regierung. Und Römer und du, seine einzigen Mitarbeiter! Donnerwetter! Her mit Sekt!«

Der unbezahlte Sekt schmeckte mir heute nicht. Daß das große Glück ein großes Unglück, besser gesagt, ständiger Kampf werden könnte, ahnte ich zwar nicht, ich war aus anderem Grunde unentschlossen: das Geld!

Ich ging diesmal nach langer Zeit einmal besinnlich nach Hause. Ich hatte das Geld, das meine verstorbene Mutter mir vermacht hatte, verbraucht. Mein Vater, zu sehr mit seiner spätgeborenen Tochter be-

schäftigt, dachte nun aller Pflichten enthoben zu sein. Wo sollte ich das Geld hernehmen, um in einem staatlichen Institut bei dem berühmtesten Forscher der Gegenwart Assistent sein zu können?

Unentschlossen, mißmutig schickte ich beide Briefe ins Elternhaus. »Entscheidet Ihr!« Dann kam ein Brief von meiner Stiefmutter, der alle Liebe übertraf, die sie mir angetan. Sie liebte mich wohl mehr als ihre eigene Tochter, ja, hatte eigentlich aus Mitleid zu mir den Mann geheiratet. Eine etwas schwierige, aber seltene Frau. »Natürlich nimmst Du die Stelle bei Behring an! Vater hat heute schon an Frau Pastor T., die eine kleine Erbschaft gemacht hat, geschrieben. Die gibt ihm mehrere tausend Mark. Du kannst sie uns ja später einmal wiedergeben, wenn Du berühmt bist.« Auch von meinem Vater lag ein guter Brief dabei. Er war das unbewußt aufgenommene Diktat meiner Stiefmutter, die ebenso voll Ehrgeiz wie voll Güte war.

Römer hatte schnelle Antwort gefordert. Ich stolperte fast ins Telegrafenamt: Angenommen.

3.

Beklommenen Herzens zog ich nach Marburg. Am Tage vorher war ich dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Es regnete. Der früher stets gut gekleidete Römer empfing mich in einem abscheulichen Gummiregenmantel, kühl, wie es seine Art war, die häßliche

Bahnhofstraße schwamm in regengrämlicher Erbärmlichkeit.

»Der Chef ist noch an der Riviera«, sagte er. Ich wußte zwar kaum, wo die Riviera liegt, doch ein Stein fiel mir vom Herzen.

Erst nach vierzehn Tagen kam er. Der Empfang war kühl, nach seiner Art. Ein Mann Mitte Vierziger, Glatze, sonstiges Haar grau, scharfe, wohlgeschnittene Züge, hohe Stirn, große graublaue Augen. Äußerst patent, vom ersten Schneider Frankfurts gekleidet. Die Stimme leider quäkend, rostig. Das Gesicht völlig verfaltet, durchfurcht. Der Gang unsicher, gequält, krankhaft. Es stimmte da etwas nicht.

Jedenfalls das Gegenbild eines Universitätprofessors. Ein Mann der großen Welt, ein Grandseigneur. Aus dem fast in Schulden untergehenden Stabsarzt (er hat es nie höher gebracht in der militärischen Laufbahn) war ein Weltmann und einer der reichsten Männer und tüchtigsten Geschäftsleute Deutschlands geworden. Er war der größte Grundbesitzer Marburgs. Mit unbekanntem Beben betrat ich seine prunkvolle Villa; später wurde sie mir längere Zeit sehr vertraut.

Ich könnte nun den besten Roman über die deutsche Medizin damaliger Zeit schreiben. Mit Blitzlichtern erster Ordnung und Sensationen allerersten Ranges. Ebenso wie ich eine solche über die jetzige Medizin schreiben werde. Das spare ich mir auf. Dies soll ja nur Novelle sein, Ausschnitt, Abschnitt, Anschnitt. -

Behring faszinierte mich. Als er mich begrüßte,

sagte er: »Vergessen Sie alle Lehrbücher und Examensantworten; es ist alles Unsinn.«

Er kam meist nur eine halbe Stunde in das Institut. Er war handlich sehr ungeschickt. Er hatte recht: die Hauptsache waren Fragestellung und Ideen. Und die konnte er intelligenten Mitarbeitern mit wenig Worten übermitteln. Wir führten aus; die eigentliche schöpferische Arbeit war dennoch sein, und tausendmal besser, als wenn er handlich ungeschickt seine vier bis sechs Stunden abgesessen hätte.

Aber hier lag der Haken. Reich, groß geworden, sollten auch seine Ideen stets sicher sein. Gelangen die Versuche nicht, lag es an uns. Ich hätte ihn, wäre ich Diplomat gewesen, um den Finger wickeln können; ich war es nicht und nie. Und so kam es oft zu Zusammenstößen. Nachdem ich Fuß gefaßt hatte, regte sich mein Eigenbewußtsein. »Es geht nicht«, sagte ich, »die Voraussetzungen stimmen nicht, der Versuch ist erfolglos.«

»Dann wird es Römer machen!«

Wütend ging er hinaus. Aber auch der stets ehrliche Römer machte es nicht. Doch inzwischen hatte Behrings sprunghafter Geist schon längst ein anderes Problem beim Wickel. Römers Defizit interessierte nicht mehr; nur ein Stachel gegen mich blieb, als hätte ich gegen ihn gearbeitet. Es ging auch manchmal den umgekehrten Weg.

Im Sommer wurden wir oft vom Institut zum Behringschen Tennisplatz befohlen. Das war auch Dienst.

Es waren frohe Stunden, die eine lebensfrohe Frau, Berlinerin vom Scheitel bis zur Sohle und in der dumpfen Kleinstadt reichlich deplaciert, fröhlich und liebenswürdig dirigierte.

Römer, im Dorfe Kirchain aufgewachsen, nur einmal über Marburg nach Würzburg hinausgekommen, war verspießt, ein heller Edelmensch, aber dem Philistergarn schon halb verfallen. Er ward ein anderer. Unsere Freundschaft brachte ihn heraus aus der Enge und Befangenheit in Weite, Größe, Gelassenheit und Ausgelassenheit. Wir wurden bekannt durch unser lautes unbekümmertes Lachen über Menschen und Dinge. Und bald wurden wir berüchtigt als ... Lebemänner. Der arme, keusche Römer!

Behring hatte in einem seiner Parks ein altes Bauernhaus, hoch über Marburg einsam gelegen, den bunten Kitzel[1]), darin wohnte der Gärtner. Die leeren Zimmer richteten wir uns ein, bezahlten geringe Miete (ohnedem tat Behring es nicht) und lebten herrlich und in Freuden: Parkbesitzer, Hofbesitzer. Die Sage wob um uns. Ich wollte, wir hätten dort wirklich all das gefeiert, was uns angedichtet wurde. Dennoch kam jeder gern. Die Last der Schulden auf meinem Rücken war aber dadurch kaum noch tragbar. Dann kam das Ende. Die webende Sage ward zur schwebenden Sorge.

Doch noch einmal zurück zum Anfang.

---

[1]) So nennt man in Hessen den kleinen viereckigen Aufbau, den die Mädchen auf dem Kopf tragen.

4.

Lustige Nachmittage und Abende. In manchen Wochen jeden Abend Frack. Wir spielten eine Rolle. Der Kleinstädter Römer war aufgeblüht. Durch mich. Doch war ich selbstverständlich nur der Erwecker. In Marburg sagte man: »Der Verführer«. All das Freie, Frohe, Lustige war in ihm nur erfroren. Er ward ein anderer, durch mich, so sagte man. Er ward es selbst, durch sich, so sagte ich. Ich bekam fast einen Sehnsuchtbrief von ihm in meine Ferien. Wir wuchsen in eins zusammen. Er war nur verkümmert, nie kümmerlich, im Gegenteil. Sein Wachstum war rein und stark und edel von Grund aus. Zudem einer der klarsten Köpfe, die ich traf. Mathematiker. Ein Mann, dessen Anstand und Anständigkeit durch nichts je anzutasten waren.

Schöne, selige, leichtsinnige, sinnverhangene und doch sinnvolle Tage. Wir saßen in unserem Park, Schloßherren, machten Musik oder lasen uns vor, alles, was groß erschien. Und nahmen vieles groß, was klein war, weil wir glaubten, dem Großen auf die Spur gesetzt zu sein.

Ich hatte Glück. Römer verreiste. Behring hatte nur den Dreiundzwanzigjährigen. Und er sollte in Kassel reden. Er ließ mich Fütterungversuche machen mit Tuberkelbazillen. Ich tat's. Und hinterher erfuhr ich, daß es eine Tat war. Natürlich nicht die meine. Nur geschickt von mir gepackt und ausgeführt. Ein unerhörtes Glück, das ich, niemals Berechner, gar

nicht verstand und in die Rechnung stellte. Behring gründete auf diese Versuche seine weltberühmte These: Die Schwindsucht ist das Ende von dem Liede, das dem Säugling an der Wiege gesungen wird.

Er erwähnte mich. Aber im Gegensatz zu Koch haßte er jede eigene Veröffentlichung seiner Mitarbeiter. Er wollte alles sein. Darum konnte er nie Schule machen. Es war erbärmliche Kurzsichtigkeit, Angst vor der Jugend und immer wieder der bedrohte Hunger nach Geld. Er kam, achtundvierzigjährig, von Kassel als Exzellenz zurück. Die erste medizinische Exzellenz in Deutschland seit Jahrzehnten. »Jetzt wird er ganz verrückt«, schrieb Ruppel. Er wurde es so wenig, daß er allen Institutsangehörigen, selbst den Rinderhirten, die Anwendung des neuen Titels verbot. Die alte Größe, nur benagt von seiner Krankheit, brach durch. Seine Krankheit hat seinen Charakter klein gemacht; die Anlage war weit und groß. Wir sind ja unser Körper, nicht unser Geist. Der Geist ist nur Adjunkt, nur Instrument, bestimmt vom Körper und gestimmt von ihm.

Mir gab er monatlich hundert Mark Zuschuß. Man traute seinen Ohren kaum. Doch für meine leichten Flügel reichte es wenig. Sie hätten eines stärkeren Gewichtes bedurft.

Und langsam kam der Umschwung. Er wollte das Heilmittel der menschlichen Tuberkulose fassen, wie er der Finder der Rindertuberkuloseschutzimpfung geworden war. Er wollte es erzwingen. Römer und

ich versagten, weil wir nicht das bestätigen konnten, was er wollte. Da griff er seit Jahrzehnten wieder selber zur Pipette. Der Schluß dieser tragischen Aktion war die Nervenheilanstalt, wo er drei Jahre bleiben mußte. Ein Kurzes davon später.

Inzwischen war eine andere tragische Aktion geworden, beide wert, eigens beleuchtet zu werden in großer Darstellung, vielleicht ein andermal. Hier nur Novelle, Andeutung.

5.

Man hätte es leichter haben können. Andere Assistenten sind weniger skrupelhaft und machen eben, was der Chef verlangt. Die sogenannte Wissenschaft ist biegsam. Man kann es so, man kann es anders sehen und dennoch ehrlich bleiben. Man kann in eine Idee verrannt sein und ehrlich daran glauben. Man kann aber auch, und das geschieht häufiger als es der Laie glaubt, als es der Laie ahnt, lügen und trügen, vertuschen und vertuscheln, um eines Vorurteiles oder um eines Vorteiles willen. Vielleicht ist man aber auch dann noch in vielen Fällen freizusprechen, wenn man die jämmerliche Beschränktheit unseres Instrumentes Geist als Kenner richtig sieht. Jenes Apostelwort ist eines der törichtsten, was die Bibliotheken menschlicher Torheit füllt: »wir sind nicht allzumal Sünder, und wir ermangeln auch keineswegs des Trostes, den wir vor Gott haben sollen«. Nein! wir sind nur allzumal Stümper; und je

mehr wir von den Instrumenten des Geistes besitzen, um so mehr ermangeln wir des Trostes, den wir vor uns selber suchen und haben sollten. Die Schöpfung des Instrumentes Geist ist die einzige wirkliche Stümperarbeit der Natur.

Wir hätten es leicht haben können. Behrings Ideen waren immer genial. Ein bißchen nachgeben - was hätte es geschadet? Aber es lag uns nicht. Wir hatten zu oft verächtlich von den Gepflogenheiten der Karrieremacher gesprochen. Wir hatten sie erkannt.

Es ist sehr leicht, in der Wissenschaft Karriere zu machen, wenn man eine leichte Hand und ein lenkbares Gewissen hat. Die meisten sogenannten Schulen entstehen nicht durch die überragende Kraft des Lehrers, sondern durch die bedingunglose Unterwürfigkeit der Schüler. Und diese entsteht sehr oft nicht aus der groß rechnenden Bewunderung für den Meister, sondern aus wundervoller Berechnung für die eigene Karriere. Oft auch durch Neid. Der Gegenpol von Haß kann Liebe werden; der Gegenpol von Neid heißt Liebedienerei. Und alles im Leben ist polar! Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Es ist sehr leicht, wissenschaftliche Karriere zu machen, wenn man mit dem Strom schwimmt. Schließlich ist es ja gleichgültig: X schadet so wenig oder so viel wie Y. Das Phrasentum, in dessen verschlissenen Mantel sich die Karriere machende Wissenschaft hüllt, ist aller Verantwortunggefühle bar.

Daneben gibt es natürlich edle, vornehme Sucher. Aber sie sind ohne Phrase und deshalb meist auch ohne Karriere. Erst nach ihrem Tode kommen sie manchmal zu ihrem Rechte.

Auf der anderen Seite ist es ebenso. Die Gegner der Scholastik erkennen vortrefflich deren Fehler, ohne sie allermeist besser machen zu können. Sie deuten mit Fingern darauf hin. Selbst wenn die Finger rein sind, ist dadurch nichts geholfen, denn sie wissen allermeist nichts anderes dagegen zu stellen als Phantastik. Ihre Berechtigung liegt in ihrer kritikgeborenen Leitung, nicht in ihrer kritikentwachsenen Leistung. Ihre Berechtigung leiten sie allzuoft ab von ihrer Berechnung. Ihr Urteil ist oft richtig; doch das Urteil wird zum Unheil. Wer nur zur Kritik geboren ist, ist zum Unheil geboren, oder er gebiert Unheil; die Tat ist alles.

Warum? Weil sie sofort behaupten, wo fragen einzig am Platze ist. Kritik, die behauptet, ist schlechter als Behauptung ohne Kritik.

Römer und ich lebten froh und fromm, fromm im Sinne des ewigen Strebens, froh im Sinne des ewigen Lebens.

Dann kam der Umschwung.

6.

Es war ein eisgrauer Novembertag. Wir hatten den bunten Kitzel verlassen. Viel lag dazwischen. Wieder Tragik. Wie im Denken, so im Handeln. Ich hatte

die schönste Frau Marburgs liebgewonnen; sie mich. Ich habe sie nie berührt; ich war noch altmodisch. Wir wollten uns heiraten. Eine gewaltige Willensleistung. Sie war adlig, überzüchtet. Aber sie liebte mich blindlings, blindlings gaben wir uns Blicken und Gereden preis.

Nie hätte ich meine Hand nach einer Verheirateten ausgestreckt, wäre nicht Römer gewesen. Römer, der Keusche. Ja, das sagte er an diesem Novembernachmittag als erstes: »Ich bin schwerfällig; du bist leicht beflügelt. Ich habe schuld. Du weißt, damals fuhr ich nach Madeira. Da sprang die Liebe in mir auf zu der verheirateten Frau. Du hast diese Liebe gehegt, und du weißt, daß sie keusch und rein blieb. Du weißt, daß ich keusch meiner späteren Frau gegenübertreten muß und will, ich, der Korpsstudent. Das ist mein Verhängnis und mein Adel. Nie hättest du, dem die viel größeren Chancen bei Frauen offenlagen, dich je an die Verheiratete verloren, wäre ich Vorbild nicht gewesen. Ich Vorbild!! Es ist entsetzlich.« So sprach Römer.

»Tröste dich«, entgegnete ich. »Du warst nicht Wegweiser; nur Wegbereiter. Vorbild, und sehr edles, allerdings darin, daß ich nicht in eine Ehe eingebrochen bin. Das danke ich dir. Ich könnte das übrigens schon nicht aus ästhetischen Gründen, selbst wenn die Frau von dem Augenblick nur mir und nie mehr ihrem Manne gehörte. Nein, ich habe dir auch hierin nur zu danken. Du dankst mir den Eintritt in

das Reich der Schönheit; ich dir die Einfahrt in die Bucht der Einfachheit und Edelheit.

Im übrigen sind wir ja das, was uns zu sein vom Schicksal und von der Konstitution bestimmt ist.«

»Von Gott«, sagte er trübe, ängstlich, fragend. »Von Gott, zu dem du mich wieder zurückgeführt.«

»Nicht zu Gott! Nein, nein!« wehrte ich ab. »Ich spüre Gott schon längst nicht mehr. Wir klammern uns an Persönlichkeit. Das Urprinzip ist unpersönlich. Wenn ich Gott sage, meine ich Gottheit. Und wenn ich Gottheit sage, meine ich wohl das Urprinzip des Lebens. Doch dieses alles weiß ich noch nicht. Es gibt so viel zu suchen.«

»Mit leeren Taschen sucht es sich schwer«, sprach Römer bekümmert. »Ich habe doch nicht gut an dir gehandelt, ebenso wie an mir. Der Brief damals - nichts konnte ich erfüllen. Wie oft haben wir gelacht mit Behring, wenn er, der Schüler Kochs und Koch-Verfeindete, er, den die Lebenswelle schneller und höher emportrug als seinen Meister, wenn er die Schüler Kochs als engstirnige Ignoranten verlachte und lächerlich machte. Nicht alle, aber viele. Wir haben mitgetan. Und nun? Die Engstirnigkeit, insofern sie überhaupt vorhanden ist, ward eine Liga. Sie rückt von Grad zu Grad, von Geld zu Geld. Sie beherrscht den Markt der Wissenschaft. Auch Wissenschaft ist Markt. Koch ist klug und kennt den Markt; Behring ist überheblich, nur sich selber sehend, und verabscheut alles Marktgetriebe.«

»Das hielt mich immer wieder an ihm fest.«

»Ja, zu deinem Unheil. Und ich bin daran schuld.«

»Davon kein Wort mehr! Warum zum Unheil?«

»Mir ist jetzt alles klar«, sprach Römer stumpf. »Wir beide sind verloren. Wir kommen nicht weiter. Wir haben eine ganze wohlgeordnete Liga gegen uns. Und Behring ist kein Schützer. Er kann's nicht sein. Gewiß, er hat uns zu Abteilungvorstehern gemacht. Doch wir sind kündbar. Gestern sah ich alles klar. Ich fragte wegen deines zweiten Halbjahrs als einjährigen Arztes, von dem er dich, den Abteilungvorsteher, von Monat zu Monat abhielt. Jetzt nach vier Jahren will er noch nicht daran. Du verbummelst deine militärische Karriere um seinetwillen; du wärest jetzt schon Oberarzt, hätte er sein Versprechen, dich gleich dienen zu lassen, gehalten. Und ich - was verbummele ich, und gleichzeitig auch du? Die Pforten sind verrammelt. Die Kochsche Schule hat alles im Besitz. Wir nichts. Wir sind Mitarbeiter des großen Genies, das alle Schule und Schulweisheit verachtet. Weiter nichts. Wir können einpacken. Reich heiraten - ja. Aber du weißt ja, wie es gestern kam. Ich liebe dieses liebfrohe Mädchen ohne Geld. Ich habe mich mit ihr verlobt. Ich kann nicht anders. Ich bin des Alpdrucks der anderen Liebe ledig und bin selig. Aber wovon leben? Wir arbeiten mehr als andere. Aber die Clique steht gegen uns. Nimm deine treffliche Entdeckung der Granula: entweder versucht sie Behring für sich zu nehmen, oder er ver-

hindert ihre Veröffentlichung. Das heißt, wenn du bei ihm bleibst. Oder aber die Koch-Schule kommt und sagt, es stimme nicht, auch wenn es tausendmal stimmt. Das ist so. Das ist tausendmal so. Auch sie sind schließlich nur Befangene und Gefangene. Es sind ja alles Stabsärzte, und die sind an Räson gewöhnt.«

»Ja, aber Behring war doch auch Stabsarzt«, entgegnete ich.

»Gewiß. Aber er räsonnierte. Und wurde geadelt zur Exzellenz, ohne je militärisch befördert zu werden. Sagt das nicht viel?«

»Und«, sagte ich nach langer Überlegung, »sollten wir nicht in die Koch-Schule hinüberwechseln? Koch ist sehr groß. Wenn auch kein Genie wie Behring, so doch sehr großes Talent. Sehr großes. Was macht es uns, wenn wir ihm unsere Dienste anbieten? Koch ist Flieger; Behring Überflieger. Koch sorgt für seine Leute, mögen sie noch so unbegabt sein. Wir kämpfen gegen unseren Meister, weil er gegen uns kämpft und nur er selbst sein will; Koch kämpft mit seinen Schülern. Das ist sehr klug. Koch ist ein Mann, der die Wirklichkeit der Wissenschaft meistert; Behring meistert die Wirklichkeit des Weltmarkts und des eigenen Ichs.«

»Das tut der andere auch«, sagte Römer verzweifelt, zweifelnd. »Ehrlich ist Millionär, Koch ist es; Behring ist der Reichste! Geschäft! Wer guckt dahinter? Geschäft! Auch seine neuen Tuberkulosemittel, die

er plötzlich ohne uns gefunden haben will. Unser beider Schiff ist aufgefahren. Wir waren Korpsstudenten.«

»Was will das sagen? Stehen wir nicht gerade dadurch fest in Ehre?«

Römer lachte: »In Ehre? Wo gilt die in der Wissenschaft! Ach, Hans, ich sehe es soviel näher. Man haßt uns, weil wir Behrings sind. Wären wir Kochs, man würde uns bekränzen. Denn Koch ist ganz gewiß vornehm und ehrlich. Seine Schüler, sei's auch dadrum! Ein paar Jahrzehnte werden sie regieren, das Zepter der Dogmatik in der Hand. Dann ...«

»Werden sie auch weiterregieren«, sagte ich. »Das Gitter der Dogmatik ist gut gefügt, und die grauen, gräulichen Sandsteine des wissenschaftlichen Rituals sind fest gefügt. Den meisten, die in der Welt ein Zepter schwangen, lag fast immer daran, sich selbst hinaufzuschwingen. Glücklicherweise gibt es Ausnahmen, bedeutende. Im allgemeinen ist der Anstand des Jägers, der Jagd macht auf die Welt, nicht anständig.«

Er entgegnete: »Du sagst: Das Spiel der Worte ist das Spiel der Werte! Ich mag das Wortspiel wohl, doch lege ich ihm nicht so großen Wert bei. Gerade heute nicht. Laß uns nüchtern bleiben!«

»Nichts ist nüchterner als das knappe Wortspiel; nichts phantastischer als die logische Auseinandersetzung«, sagte ich. »Doch weiter! Es dämmert viel herauf. Das Volk wird wach gegen die Gelehrten-

kämpfe und Gelehrtenkrämpfe. Aber was nützt dir das? Das Volk ist schlapp. Es redet, mault, phantasiert. Weh dem, der sich aufs Volk verläßt! Heut so und morgen so. Genau so in der Medizin. Des Menschen erste Eigenschaft ist Feigheit.«

»Richtig. Sieh nur die Hände an und die Gesichter! Erbauliche Betrachtung aller Menschlichkeit!«

»Was aber tun?«

»Du mußt jetzt endlich dein zweites militärisches Halbjahr erledigen. Ich soll nach Argentinien gehen, die neuen Mittel, die er diesmal ohne uns mit seinem Laboranten bearbeitete, dort zu erproben.«

»Das willst du tun?«

»Und täte ich es nicht, was bliebe mir?«

»Du weißt, es stimmt nicht. Es mag ein großer Anfang sein. Aber es stimmt doch nicht. Es ist doch gar nichts Festes da!«

»Stimmt!« nickte Römer. »Doch was bleibt mir übrig?«

»Koch!«

»Niemals!«

7.

Ich nahm das blaue Tuch. Behring war wütend, weil er mich gerade brauchte. Ich sollte das Dienen als einjähriger Arzt noch ein Jahr hinausschieben. Und ich hätte mit dreiundzwanzig Jahren schon Offizier sein können. Jetzt war ich siebenundzwanzig. Wir waren Feinde.

Ich hatte die Granula gefunden.

Am ersten Januar 1907 trat ich mein halbes Jahr an, wohlbekannt und gleichgeachtet im Offizierkasino. Aber die preußische militärmedizinische Verwaltung wollte Behring zeigen, was sie war. Dem Stabsarzt Exzellenz Geheimen Rat von Behring nahm man den Abteilungvorsteher höhnend weg, um ihn zu ärgern und ihm die eigene Macht zu zeigen. Der Betroffene, also ich, war Nebensache.

Ich sagte, er solle mich von der Abkommandierung, einer lächerlichen Farce und militärärztlichen Erbärmlichkeit, befreien. Er weigerte sich. Er wußte, es war ein Hieb gegen ihn, gegen seine Verachtung alles Beamtentums. Daß man dadurch einen strebsamen Mann beinahe außer Gefecht gesetzt hätte, ersah das Militärmedizinische nicht. Seitdem haßte ich die Militärmedizin. Ich habe ihr im Kriege gedient: den Menschen mit Liebe; der militärärztlichen Organisation mit Ablehnung; den Kollegen mit Herzlichkeit. Aber auch hier ist mein Urteil vielleicht getrübt. Die Organisation war wohl recht gut. Aber es ist immer der Mensch, an dem das beste Vorhaben scheitert. Mir wurde z. B. die Veröffentlichung mehrerer Kriegsarbeiten, die hinterher Epoche machten, von der Militärmedizin verboten. Sie hatte das Recht dazu. Anderen ging es ebenso. Die Veröffentlichung hätte nur genützt. Aber sie war neu und somit verwerflich.

Ich, gerade ich, mußte nach Meiningen. Man wollte

Behring kränken durch mich. Ich weiß nicht mehr, wie dieser Generalarzt hieß. Er ist tot und damit vergessen, wie ja fast alle Generalärzte vergessen sein werden.

Ich fand in Meiningen schnell Anschluß an die Meininger Schauspieler. Das war schön. Aber trotz schöner Frauen und lieber Freunde - was nun?

Ich schrieb meine Arbeit über die Granula. Der Zahlmeister liebte mich so sehr, daß er die Abschrift umsonst besorgte. Ich lernte sparen trotz des Theatertreibens, trotz feinster Abende bei Nachbaur und anderen. Ich löste mich von der alten Losung.

Behring sagte, es sei die beste Erfindung seit vielen Jahren, aber er wolle sie veröffentlichen. Ich schrieb: »Ja, wenn Sie mich sofort zum Privatdozenten machen, also endlich Ihr Versprechen erfüllen.«

Antwort: »Das vermag ich nicht. Ich habe keine Macht mehr. In Deutschland regiert zur Zeit nur einer: Koch. Ich habe nichts zu sagen.«

Ich sagte: »Sie haben das Riesengeld. Man macht das Beste durch das Geld. Das wissen doch gerade Sie.«

Das nahm er krumm. Ich kündigte. Es war an meinem Geburtstag 1907, vierundzwanzigster März.

Ich hatte das Institut am ersten Oktober zu verlassen.

8.

Römer war am ersten April nach Argentinien gegangen. Ein erschütternder Abschiedsbrief. Er hielt mir vor, was alles er mir danke. Ich verbrannte den Brief, weil er mir in der Seele brannte. Diese Anerkennung hatte ich nicht erwartet und nicht verdient. Aber großmütige Sehkraft hatte er stets. Ich wußte, was ich ihm zu danken hatte. Jetzt bedauere ich tief, daß ich hierin, in dieser Verbrennung, zu nobel war. Zu nobel für die Zeitgenossen und für manchen Spezialkollegen.

Ich hatte mich gesichert. Doktor Kremser in Sülzhayn wollte mich zum Mitarbeiter. Ich fuhr von Meiningen hinüber, empfangen wie ein Gott.

Prachtvolle Familie.

Sehr reizvolle Tochter. Die Zukunft lag anders als gedacht, aber wieder klar vor mir. Gesichert, aber klein.

Ich sollte auch dort ein Laboratorium haben. Das war mir die Bedingung. Gerüstet kam ich zurück nach Marburg.

Da tauchte Eppendorf auf. Ein Korpsbruder schwärmte von Lenhartz. Er schrieb. Lenhartz schrieb wieder: »Ist er wirklich der, so soll er sich vorstellen.«

Ich pumpte mir das Geld. Fuhr in der Nacht (noch als einjähriger Arzt) nach Hamburg, wie immer äußerlich aufs äußerste gepflegt. Lenhartz besah mich kurz: »Ich möchte der erste sein, der dem großen

Krankenhause den erprobten Bakteriologen beigesellt. Wenn Sie wollen, ja. Leider kann ich Ihnen nicht mehr als fünftausend Mark bieten. Als Oberarzt. Aber später ...«

Ich bin sehr guter Rechner. Aber an diesem Tag ging ich hinaus aus diesem Besprechungraum, ein Taumelnder. Ganz selbständig! Unendliche Voraussicht! Und fünftausend Mark!

Wie ich an diesem Abend gelandet bin, und wo – das wissen nur die Götter.

9.

Behring erschrak, als er's erfuhr. Dann wurde er liebenswürdig. Römer und ich hatten ein Verfahren entdeckt, Milch zu sterilisieren, ohne sie ihrer ursprünglichen Eigenschaften, wie wir es damals nannten, zu berauben. Das heißt, sie blieb Rohmilch, war keimfrei, sehr lange haltbar.

Eine Vorwegnahme der Vitamine. Stumpfsinnig oder böswillig, eigensinnig oder unwillig gingen Wissenschaft und Welt daran vorüber (Perhydrasemilch). Unsere Gedanken wurden dann natürlich von anderen aufgenommen. Wir entdeckten auch die Einwirkung der verschiedenen Strahlen auf das Fett. Ein kurioser Erfolg! Wir zeigten, daß blaues Glas das Milchfett zersetzt, wenn man die Flasche dem Lichte aussetzt. Wir zeigten, daß braunes und grünes Glas der Flaschen diese Zersetzung verhindert. Wir bekamen darauf als einzige Anerkennung unserer Arbeiten ein

Schreiben einer großen Milchgenossenschaft: Sie habe sich auf Grund unserer trefflichen Arbeiten entschlossen, ihre Milch fortan in blauem Glase abzugeben. Wir lachten, aber etwas von Vorahnung künftiger Erlebnisse blieb uns doch wohl in der Kehle stecken.

Plötzlich interessierte sich Behring dafür, nachdem er ein Jahr vorher gesagt hatte: »Veröffentlichen Sie es, damit die Sache aus der Welt kommt.«

»Nein, in die Welt!« entgegnete Römer. Behring lachte höhnisch. Er wußte, was so zwei kleine Leute bedeuteten in der wissenschaftlichen Wirtschaft. Und er behielt recht. Nur Lenhartz wandte das Verfahren in seinem Säuglingpavillon mit bestem Erfolge an. Hätten wir es Behring überlassen, wie er wollte, wäre es wohl in die Welt gewandert. Aber wir waren stolz.

Und dann eilte alles zum Abstieg. Römer in Argentinien. Behring ging nach Paris, sein neues Tuberkulosemittel auszustellen. Er tat das noch mit viel Geist, ja, es ist ein ebenso glänzendes wie wenig gelesenes Buch. Überall blitzt das Genie durch.

Dann kam der Gegensatz, der notwendige: Nach der Reise mußte er mehrere Jahre lang in eine Nervenheilanstalt gehen. Melancholie schlimmster Art, Lebensüberdruß, völliges Versagen.

Ich saß geborgen vor Not und falscher, abgeschüttelter Liebe in Hamburg und sann dem Spuk der Jahre nach und schmiedete meine kupfernen Er-

fahrungen zu Gold um: Ich arbeitete rastlos, aber nicht mehr ratlos. Das Leben hatte mir Rates genug gegeben, und ich war jung und biegsam genug, ihn zu erfassen und zu befolgen. Allerdings nicht so weit, daß ich je Kotau gemacht hätte. Im Gegenteil, ich nahm von vornherein die Fechterstellung ein und habe sie durchgehalten, vor allem gestützt auf viele praktische Ärzte (natürlich nicht in der neuen Vaterstadt), aber auch auf manchen ehrlichen Wissenschaftler, sogar auf manchen Kochschüler, an dem dieses Sich-Selbst-Durchbeißen nicht spurlos vorüberging.

Römer hielt das Behringsche Institut während all der Jahre, als Behring in der Heilanstalt war, und machte ganz vorzügliche Arbeiten, die noch heute gelten. Als Behring wiederkam, ging er, auf Behrings eigenen Rat, zu Koch. Und nach kurzem war er wohlbestallter Ordentlicher Professor!

Das geschah 1912. 1915 starb er wie ein Held an Fleckfieber in Rußland. Sein bis zu den letzten Minuten geführtes Tagebuch ist das erschütterndste, was mir begegnet ist.

Der Einsatz für Klasse II

Mein Marburgischer Freund war ein bedeutender Schriftsteller, der an sich selber die höchsten Ansprüche stellte und deshalb stets mit sich unzufrieden war. Um so zufriedener war er mit anderen, aber merkwürdigerweise niemals mit der Klasse I, sondern immer nur mit Klasse II.

Ich habe viel darüber nachgedacht. Freude gibt keine ausreichende Erklärung.

Ich will es der Nachdenklichkeit und Besinnlichkeit halber kurz erzählen. Es lohnt sich schon, diese Geisteseinstellung zu analysieren oder, besser gesagt, zu erfassen, aus dem Überblick heraus. Nicht Einblick, sondern Überblick ist Blick an sich.

Immer wieder einmal überraschte er mich mit der Bekanntschaft eines neuen Menschen. Immer waren es »ganz herrliche Charaktere, Edelmenschen, makellos, und zudem groß, ganz groß«. Und immer wieder entpuppten sie sich als Kleinmenschen jämmerlichen Formats, kleinen Charakters und ohne jede wirkliche Kraft und Kraftentfaltung. Und trotzdem wurde immer wieder ein neuer auf den Thron der Anbetung gesetzt, ohne daß es dem Götzendiener zum Bewußtsein gekommen wäre, wie lächerlich er sich von Mal zu Mal machte.

Da war ein Maler, nicht kleinen, aber verschrobenen Formats, der mit einem Male alles überragen sollte. Talent war da, gewiß, aber in engen Grenzen. Er entpuppte sich als systematischer Lügner. Mein

Freund aber glaubte an alles, was er sagte, und empfand.

Da war ein Schauspieler herrlichster Artung. Sagte man nur ein Wort gegen ihn, galt man als Banause. Hinterher entpuppte er sich als Wechselfälscher; auch die auf seinen Ruhm gezogenen Wechsel waren gefälscht.

Da war ein Maler, dem die Brutalität, nicht die Kraft, im Gesicht geschrieben stand. Er strahlte durch alle Gespräche. Und niemals erreichte eines von ihnen etwas, nein, alle erreichten nur die Niederlage.

Da war ein Schwiegersohn der rassigen Tochter, ein Schlappschwanz erster Ordnung, der erst durch seine Frau etwas wurde. Ein feinnerviger Kunsthistoriker ohne jegliche Deutung und Bedeutung. Er wurde zum Genie hinaufgesteigert. Und das nicht nur durch meinen Freund, sondern auch durch seine Frau. So sahen sie auch ihre Kinder als Genies.

Und an den wirklichen Genies? fragst du. Ja! Sie waren Edelmenschen. Und die wirklichen Genies lehnten sie wohl niemals ab aus der deutschen Neidsucht heraus, wohl aber aus Angst. Angst vor dem Genie? Oder nicht?

Sie erkannten das Genie, aber lobten es nie. Sie verehrten immer nur die Karte zweiter Ordnung.

Wollten sie sich dadurch vor sich selber schützen, weil ihnen der letzte Funke versagt blieb, obwohl sie auf hoher Warte des Menschentums standen?

War es unbewußte Abwehr gefährlicher Genie-

komplexe? Oder bewußte Abkehr vom Unerreichbaren?

Eine wohl aufzuwerfende Frage. Um so mehr, als Konflikt auf Konflikt daraus entsprang. Hier kann die Novelle nicht mehr ausreichen, hier sitzt gelebter Roman, der ganz groß geschildert werden müßte. Diese große Schilderung mit aller ihrer Tragödie wäre sehr einfach. Denn man brauchte nur zu berichten.

Aber das Gras über ihren Gräbern ist noch nicht gewachsen, ja, wird hoffentlich noch lange nicht wachsen. Es sind Edelmenschen, ich wiederhole es. Ist es gar Mitleid mit sich selbst oder mit den andern, was sie immer wieder zur Klasse II hintreibt und vor Klasse I zurückbeben läßt?

Und sie selber sind doch Klasse I. Durchaus Klasse I.

Soll ich es nicht doch einmal mit allen romanhaften Erlebnissen, die vor Selbstmord nicht haltmachten, erzählen? Soll ich?

Grausam

I.

Er saß bis in die Nacht. Es war die höchste Zeit. Im fünften Semester war er noch Korpsstudent, im sechsten Soldat. Der Rest - drei Semester für das Staatsexamen. Auch von diesen viel Zeit versaust in Wein, Frauen, Natur und Lustigkeit.

In drei Semestern das Staatsexamen machen! Mit Note eins. Das war ihm sicher. Das war er sich selber schuldig. Er hatte immer die dreifachen Summen für Kolleggelder vom Vater angefordert. Zwei Drittel der Kolleggelder waren verjubelt, verbraust. Der Vater hatte nie kontrolliert, nur gesagt: Mach, was du willst mit diesem Geld, nur das Examen bitte ich mir aus zur rechten Zeit.

Er wollte ja nicht die Medizin, er wollte Jura, die alles öffnet. Nicht Medizin, die alles schließt. Medicus medicum odit. Jetzt aber hatte er das Geld genommen, hatte gebummelt, zwar das Physikum mit Note eins gemacht und dann wieder gebummelt. Er hatte geprahlt. Er war es sich selber schuldig.

Gerede war ihm gleichgültig. Sein Vorbild, damals Schiller, hatte die Schweiz geschildert wie nie ein Schweizer, ohne sie zu sehen. Er hatte - damals brauchte man's noch nicht - nie ein anatomisches Präparat gemacht. Alles aus Büchern lernen? Warum nicht?

Es war im Sommer. Es war ein blauer Vormittag, da trat ein Vogelfänger in sein Zimmer. Er, der

Mecklenburger, verstand ihn kaum. Er zahlte drei Mark. Der Zeisig war gekauft. Die Wirtin holte vom Boden ein altes Bauer, und schrieb weiter für den Mieter an. Den Zeisig berechnete sie nicht. Die alte Katholikin liebte den frischen Protestanten wie einen Sohn. Es hätte nur eines Wortes bedurft - und alle Schulden hätte sie für ihn bezahlt. Ihr Sohn war Offizier. Die gute Alte liebte den verfluchten Ketzer. Wie so viele. Strahlende Augen, in denen doch die Gottheit des Lebens wachte, waren sein Hauptbesitz.

Würzburg ist streng und leicht. Ihr Pfarrer warnte sie. Sie borgte weiter, pflegte, nährte ihn. »Sohn« keimte auf.

Der Zeisig half die Nächte durch ... Anatomieexamen. Mit eins bestanden. Er hatte vorher nie seziert. Die Bilder in den Büchern gaben ihm die Wirklichkeit. Die besten Anatomen Deutschlands damals prüften ihn: Kölliker, Stöhr - Note eins.

Ein Zweites, Physiologie. Er hatte nur ein Semester davon gehört. Damals in Kiel. Hier war ein geistvoller Prüfer. Er, der dem Prüfer Unbekannte, bestand mit guter Note.

Da ward er anders.

Der Vogel hatte ihm geholfen. In seiner schlichten Tierheit, oft hatte er geholfen. Müde war der Vogel eingeschlafen, wenn die fordernde Lampe noch lange auf dem Schreibtisch brannte. Er aber freute sich dann an dem Schlaf des Tieres, das sein Köpfchen in die Federn steckte. Er liebte ja die Tiere. Und

dann am andern Tage nach grauer Nacht - da trillerte das Tier sein einfach Lied und weckte seiner Seele beste Kräfte vom schlimmen Schlummer. Es reinigte ihn nicht, schon damals glaubte er nicht an Erlösung durch andere, doch es brachte ihn schnell, einfach, schlicht, treu auf den Weg, sich selbst zu reinigen.

Jetzt aber überhob er sich.

Note eins auf eins. Der Vogel steckte das Köpfchen in die Federn. Und er? Er rang um dumme Noten. Der Vogel sollte mit ihm wachen. Wenn alles still war - er sollte mit ihm wachen. Er setzte ihn mitten auf den Tisch. Die großen Augen starrten ihn eine Weile an, dann steckte sich das Köpfchen unter die Flügel. Er rüttelte das Bauer. Was brauchst du Tier zu schlafen, wenn ich mich quäle um nichts? Wieder glotzte das Tier. Dann schlüpfte trotz des Lichtes das Köpfchen unter den bescheidenen Flügel.

Er ward erregt. Was tu ich hier? Ist alles nicht erklärter Unsinn, dies Leben? Er kannte ja die Bibel und liebte damals schon am meisten, obwohl ihn nicht verstehend, den Prediger Salomo. Verse aus dem Gesange des Wissenden umschlichen ihn, verwirrten ihn. - Er stach mit dem Bleistift, den er hielt, ins Bauer. Du sollst nicht schlafen, Tier. Was bin ich anderes als du? Wer sorgt für m i c h? Gefängnis habe ich wie du. Was ist denn die Erholung, die ich habe? Wo eine einzige Antwort? Mein Käfig ist die Stadt, später der Stand, der Staat, endlich der Stall.

Er stach mit dem Bleistift, dessen Striche in den Büchern seinem Geiste das Wissenswerte einprägten, auf das Tier. Vor seiner letzten Station sagte die Wirtin: Herr Doktor, geben Sie den Zeisig zu uns hinüber. Ich weiß nicht, hier verliert er alle Federn. Es ist da was nicht richtig.

Er schämte sich. Er liebte ja von Jugend auf die Tiere. Er gab den Vogel. Am nächsten Tage bestand er die letzte Station, mithin das Staatsexamen. Mit Note eins.

Morgens kam er nach Hause. Es mochte um vier Uhr sein. Die Natur erwachte. Nebenan erhob sich leises Zwitschern. Das hatte er lange nicht gehört.

Er warf sich in die Kissen. Mit Note eins bestanden, wiederholte er sich immer wieder. Aber wofür? Was hatte er denn nun? Und nebenan zwitscherte wie ein genesenes Kind der unscheinbare Vogel, und tröstende Worte tönten durch die Wand. Sie galten dem kleinen Tier. Tröstende Mutterworte.

Da weinte er wie ein hilfloses Kind. - -

2.

Sie liebte ihn. Zuerst liebte auch er sie, doch aus der Ferne. Er hatte alles auf Ästhetik gestellt und stieß sich an den Kleinigkeiten. An einem Haar, wo es nicht hingehörte, an vielem. Er wollte Vollendung. Zugeständnis wollte er nirgends.

Sie war groß, schön. Eine andere Rasse pulste in ihrem Blut. Stolz war sie. Es reizte ihn, sie ganz zu sich zu zwingen.

Er sandte einen Freund. Briefwechsel spann sich. Aus den Briefen spann sich du. Sie liebte ihn aus den Briefen.

Es reizte ihn. Sie trafen sich. Sie fiel als Braut in seine Arme. Da war es schon vorbei. Er wußte es, er mußte wieder los. Nichts band ihn hier.

Er führte sie, die Dunkle, Hellselige durch seine hellblonde, dunkelselige Heimat. Sie folgte. Am See von Plön saßen sie einen langen Abend. Sie sah den Abend. Er sah hindurch. Und er begann zu reden. Er wußte, er hatte ein furchtbares Besitztum, ein Medusenhaupt: sein Wissen.

Und er begann. Sie horchte froh, als er begann. Es klang so anders als die anderen sprachen. Sie fing die ersten Tropfen auf, gierig, dürstend.

Dann kamen andere Tropfen. Schwer wie Wein. Duftschwer, bewältigend. Die Großen, die wahrhaft Großen, die Weisen zogen an ihr vorüber. Die wahren Helden in heldenhafter, fahler, großmachender Beleuchtung. Sonst sah sie Helden anders. Jetzt rührte sie an das höhere Heldentum. Duftschwere Weine, nicht von dieser Welt, gossen sich in ihren Geist. Sie zitterte. Sie schlug die Augen vors Gesicht. Sie zitterte.

»Nun, magst du nichts erwidern?«

»Ich weiß nichts.«

Ein Schweigen ließ die Lebenswasser zwischen ihnen zu Eis erstarren.

Sie sah ihn an aus großen Augen, hilflos, voll Angst und Schrecken.

Stumm schieden sie - - -

Das wiederholte sich. Es war im Frühling. Über die holsteinischen Seen spann die Sonne ungewohnte Fäden. Sie sah es und sah es doch nicht. Sie sah ihn. Und er war wohlgebaut. Es war im Frühling. Selbst im häßlichen Weltteil ist der Frühling schön, selbst im Norden Deutschlands.

Die Glut des südlichen Himmels stieg in ihr hoch. Sie drängte sich an ihn. Auch ihn bedrängte es. Dann aber zwang es ihn, sie auf die Gletscherhöhen hinaufzuführen. Er weidete sich an dem Blick der Qual. Sie wollte folgen. Sie wußte, daß sie folgen mußte. Sonst war verloren, was sie liebte. Sie lief sich ihre Seelenfüße wund, sie taumelte schwindlig auf den Gletscherpfaden. Aber sie kannte nichts, sie wußte nichts zu deuten. Sie rief in heller Angst: Gib Bücher!

Er brachte Bücher. Erst Leichtes: Mörike, Eichendorff, dann Uhland. Dann Storm und Grabbe, dann Heine. Sie kannte nichts. Er schauderte. Sie aber schlang die Bücher in sich hinein, die Nächte wachte sie.

»Hörst du nicht überall dieselbe Frage?«

Welche Frage?

»Die Menschheitfrage?«

Ich weiß nicht, was du meinst. Bei Heine ...

»Laß! Auch bei Heine hallt sie genau so wie - - - doch kennst du Schiller?«

Ich mag ihn nicht!

»Aha, das dumme Modewort. Zu deutsch: du kannst ihn nicht ertragen!«

Ihn nicht ertragen?

»Weil er zu groß und rein männlich ist. An der Stellung zu Schiller messe ich die Menschen. Ich liebe ihn.«

Du liebtst ihn?

»Wie ich sagte, über alle. Lies seine Prosa. Lies das Glück!«

Sie saß die Nächte wach, zwang sich zu Schiller. Der Genius des Unsterblichen erdrückte sie. Am Tage mußte sie mit den Verwandten, die ihr Gastfreundschaft erwiesen, scherzen - - -

Wochen so weiter. In Malente saßen sie im Buchenwald. Gewitter war in der Luft. Sie drängte sich an ihn. »Kann Liebe nicht alles überwinden?«

Ich weiß nicht, sagte er. Du spielst auf Paulus an. Die Liebe, die dieser entsetzliche Fanatiker des Gedankens meint, ist eine andere. Er wollte sie vielleicht, aber es gab sie nie. Sie ist ein Traum. Paulus flüchtete aus seinen semitischen Angst- und Blutträumen auch einmal zu ihr. Sieh die blutige Geschichte des Christentums! Zuweilen nur gibt es Liebe unter ...

»Unter« ... zuckte sie fragend wie unter Schwerterhieb zusammen.

Unter Höhenmenschen. - - -

Am nächsten Morgen schickte sie den Ring zurück. Lieb, hold. Sie dankte für die Wege, die sie an seiner Seite wandeln durfte.

Erleichtert hob sich seine Brust. Dann überkam ihn grenzenlose Traurigkeit. Vielleicht ... Er stellte sich ans Fenster und schaute in den nordischen Regentag. Nun wird es viele Wochen regnen. Tag für Tag. Nordisch. Doch es ist nicht zu ändern. Er straffte sich und biß sich in die Lippe.

3.

Er heilte ein Mädchen von schwerer Krankheit. Jung war er, frisch. Sie liebte ihn.

Er sah es nicht. Er hatte sich ein Heim gegründet. Aber sie liebte ihn. Sie wollte nichts von ihm.

Er reiste in wilde, unwirtliche Länder. Sie bangte sich um ihn, als wäre sie seine Braut. Sie machte, groß, offen, ehrlich, keinen Hehl aus ihrer Liebe.

Er sah es nicht. Da sagte man es ihm. Er lächelte.

Sie war nicht schön. Doch stark, froh, frisch und gut. Und klug und geistig frei. Sie war eine der wenigen, die er gebildet nennen durfte. Sie hatte ein Recht dazu, sich geistig an ihn heranzutrauen.

Sie sprach oft von Ergänzung. Er lächelte. »Was hat ein Weib zu bieten dem, der nach aufwärts will? Wer einsam geht, geht sicher und geht leichter.«

Sie antwortete nicht auf solche Worte. Nachts aber weinte sie oder entsetzte sich.

Da ward er krank. Furchtbare Nervenschmerzen, eine Gabe ferner Länder, warfen ihn in den Rollstuhl. Sie trafen sich in Öynhausen. Sie löste seine Frau im Wagenschieben ab. Die fressenden Stammgenossen

machten dem Wagen laut scheltend Platz: »Die vielen lästigen Kranken, die Halbgestorbenen!«

Er wurde müde, müde. Doch seine Augen scheuten den Schlaf. Im Schlaf wurden die Schmerzen unerträglich.

Sie blieb. Es war ihm angenehm. So hatte er zwei Menschen. Sonst kümmerte sich keiner auf der ganzen Welt um ihn. Am wenigsten der Staat. Amerikaner schickten Geld, damit er nicht verhungere.

Sie blühte auf. Die Pflege ward ihr Lust. Eines Tages verreiste die Frau. Er saß im Rollstuhl, den Kopf auf die Tischplatte. Er scheute sich zu schlafen. Von den wütenden Schmerzen war sein Rückgrat verbogen. Er, der Jugendstarke, sah aus wie einer, der im Grabe steht. Jäh fuhr er auf, in jähem Schmerz fuhr er nach ihrer Hand. Dann fragte er rauh und unvermittelt:

»Was haben Sie davon?«

Helfe ich nicht?

»Ich wüßte nicht wodurch. Nehmen Sie mir die Schmerzen?«

Ich fühle sie doppelt so schlimm wie Sie.

»Was nützt das mir?«

Ist denn Mitleiden gar nichts nütze?

»Kant nennt es das schmelzende, damit unnötige Gefühl, das trügende.«

Und Buddha?

»Wird damit belastet durch Schopenhauers verständnislose Auslegung. Schopenhauer war nur Den-

ker; Buddha war Denker und Wanderer, beim Heile Landender. Im Land des Heiles Wandelnder. Auf Heil-Land Landender, Heiland. Er war kalt, kühl, klar, wie unbewegtes Wasser.«

Wie Sie ins Sprechen kommen, wenn es um Großes geht! Und in das Wortspiel. Ist Hingabe nicht Gabe? Und Spiel der Worte ist ein Ziel der Warte und der Werte.

»Nie gab ein Weib dem wahren Manne. Auch Buddha verließ das Weib der Weiber, Yasodhara. Auf dieser Erde gilt nur eins.«

Ich harrte sechs Wochen aus an dieser häßlichsten Stätte Deutschlands. Baulich abscheulich, menschlich widerwärtig ist dieser Heilort. Ich hoffte - - - Welch eines gilt denn alles?

»Das Geld« - - -

Am nächsten Morgen reiste sie. Sie fröstelte. Ihn auch, wie immer.

4.

Da war die große Katze. Er hatte sie gefangen in der Falle. Er haßte sie nicht. Nur Menschen kann man hassen: die Menschen sind mit Bewußtsein Bösewichter und Halunken. Aber die Vögel seines Gartens nahmen zusehends ab. Man hätte auch das der Natur überlassen können. Sie sorgte ja so gut. Einer lebte von dem Mord am andern. Wer sich hielt, mochte leben. Warum die Schwachen stützen? Das Leben ist ja doch so schön weil es ein einziger Mord, eine großartige Symphonie in Mord ist.

Nicht brüsten! Das Entsetzliche des Lebens ist, daß es ohne Mord nicht bestehen kann und daß es die meisten seiner Geschöpfe formt, damit sie gemordet werden. Wohin käme die Welt, wenn jede Nuß zum Baum gediehe? Dennoch ist da kein Unterschied. Das Umschlagen des Baumriesen heißt Mord an hundertjährigem Leben; das Vertilgen der Nuß heißt Mord am Schlummernden. Entsetzlich ist die Natur. Wer anders sieht, belügt sich. Das Leben kann nicht leben ohne Mord und Lüge. Des Lebens Wurzeln heißen Mord und Lüge. Die höchste Form des Lebens, der Mensch, wenigstens für diese kleine Erde die höchste Form, erreicht auch den höchsten Grad des Mordes und der Lüge. Der schlimmste aller Menschen ist der Jäger, der Verherrlicher des Mordes. Alle gebrochenen Augen, alle Seelenqual, die er aus eitler Lust sich schuf, werden ihm angekreidet in dem Buch des Schicksals.

Auch Vögel morden. Warum den Mörder der Vögel morden? Sie sind so lieblich, die beschwingten Sänger. Genug, eine gewaltige Katze, völlig zur Wildkatze entartet, saß in der Falle. Sie fauchte. Sie wußte, es ging ums Leben. Es stand in ihrem Blick, den sie zu dem seinen emporschielte aus schiefen Augenwinkeln. Die Angst der Kreatur; selbst in der allzeit mordbereiten.

Nie tötete er ein Tier, selbst kleine Quäler nicht. Er hatte es gelernt beim Islam. Aber dies wilde Tier erregte ihn. Er holte einen Feldstein, öffnete die

Klappe. Der große Stein sauste hernieder. Das Tier sprang klug zurück, dann sprang es vor, wild, voll dämonischer Naturkraft. Es zwängte sich durch die Klappe. Den Stein von neuem aufzuheben, war zu spät. Er wußte nicht, was er tat. Triebartig packte er das mächtige geschmeidige Tier am Halse. Ein Ringen begann. Das Tier zwängte sich durch, fauchte entsetzlich, kratzte, krümmte sich. Ein furchtbarer, todspeiender Blick der gelben Augen traf seinen Blick. Er wußte, es sprang ihm ins Gesicht, wenn er es freiließ, oder es hätte ihm beim Versuch, es freizulassen, furchtbare Wunden beigebracht. Ein Wildtier. Die Kraft, die das Tier zur Ruhe hätte bringen können, nannte er damals noch nicht sein eigen: die Kraft der Güte, des Erbarmens.

Er dachte seiner Kraft, der in den Jugendjahren oft erprobten. Das zähe Leben unter ihm sich windend, jede Schwäche benutzend, ihn zu verwunden - hie seine Kraft dagegen. Seine feinen Finger, weiße wohlgepflegte Finger, seine schmalen Hände krallten sich um den Nacken des Tieres, griffen tiefer zum Halse, wo die Gefäße liefen, tiefer, wo die Luftröhre lief, die lebenvermittelnde. Und immer mußte er sich wahren vor den Tatzen, die kratzten, schlugen, scharrten.

Es währte eine halbe Stunde. Schweiß troff ihm über den ganzen Leib. Furchtbare Töne stieß die Katze aus, Lebenstöne, Todestöne. Entsetzlich. Es packte ihn wie Raserei. Dann ein gebrochener Laut, ein Zucken: es war vorüber.

Er lief zum Brunnen, sich vom Blut zu reinigen. Dann zog es ihn noch einmal hin zum Platze. Die Katze lag lang ausgestreckt. Welch wundervolles weiches Fell! Und welch schöne, schöne Pfoten! Er, der Lebenskampfgeübte, der immer in Rüstung ging, und der Tierleben liebte, sah um sich wie ein Mörder.

Dann lief er schnell hinweg. Noch oft in Träumen quälte ihn die Stunde. Er fühlte sich erniedrigt. Erst viele Jahre später erfuhr er, daß sie im Schicksalsbuch gestanden hatte. Auch sie war ausersehen, ihn zum großen Wege hinzuführen. Vielleicht gerade sie. Wir stehen unter dem Gesetze des Widerspruchs. Der Wissenschaftler sagt: Polarität.

5.

Krieg. Weltkrieg. Er sah die Lüge hüben und drüben. Sah die Drückeberger sich bereichern, sah voraus, daß sie hernach die ersten des Staates waren. Er kannte die Weltgeschichte. Der sogenannte Held, der sich opfert für eine Idee, wird nur so lange umbuhlt, als man ihn nötig hat. Daher die wortreiche Heldenstempelei dort hinten in der Heimat. Hinterher verlacht man die Gestempelten.

Ukraine. 1917. Zu Hause aß man Steckrüben; an der Front war schmale Küche.

Er hatte immer dem Geheimnis nachgegrübelt. Aber noch liebte er die Stunde. Noch mochte er genießen. Da, eines Tages fühlte er sich matt. Fleckfieber. Er genas, trotzdem er siebenunddreißig Jahre zählte.

Eigentlich mußte man über fünfunddreißig sterben. Doch er sah aus wie ein Dreißigjähriger.

Es trieb ihn in die Heimat. Vierzehn Tage suchte er alles, was er finden konnte an Büchern über Religion und Philosophie. Dann kehrte er zurück. Zeit war übergenug. Er studierte, als sollte er ein Examen machen. Er machte es. Vor sich. Der Buddha wuchs arisch und adlig. Er ward ein anderer. Am liebsten hätte er sich einen anderen Namen gegeben.

Er fuhr zur Front. Verglich. Meldete sich weiter vor. Lebte mit den andern vom Brot, das schimmelte, wenn es drei Tage liegen blieb. Entsagung tönte zum ersten Male an sein Ohr. Entsagung, doch mußte sie gewollt sein. So trieb es ihn zurück zum Generalkommando. Sein scherzgeschmückter Ernst wie sein ernstgezierter Scherz hatten ihm wirkliche Freunde dort geschaffen. Willig, wie selbstverständlich, räumten die jungen adligen Hauptleute, Rittmeister, dem Stabsarzt bei der Tafel den höhern Platz ein. Er ließ die leckeren Schüsseln vorübergehen, nahm Brot, Salat. Man stutzte, spöttelte. Die alte Exzellenz warf einen erstaunten Blick. Nach einer Woche lud sie ihn an ihre Seite, auf den Ehrenplatz. Die Exzellenz hatte verstanden, aber sprach kein Wort. So muckste sich auch kein anderer.

Er kämpfte mit seinem Fleisch. Das Fettpolster ward ihm widerlich. Er haßte seinen Körper. Der Körper sollte leiden. Er berechnete, was unbedingt zum Unterhalte nötig. Davon nahm er die Hälfte.

Er peitschte den Körper durch Überanstrengung. In sieben Wochen hatte er vierzig Pfund verloren. Ein grausames Lächeln spielte um seine Lippen, wenn er sich befühlte.

In einem halben Jahre war sein blühender Leib verfallen.

Nichts hilft das Beispiel. Selbst Buddha hatte diesen grausamen Umweg nicht umgehen können.

Ihm aber war's wie Sühnung. Grausamkeit an andern gesühnt durch Grausamkeit an sich selbst.

Ich komme weiter, fühlte er. Als er heimkehrte, war es ihm unmöglich, ein Unkraut zu vernichten. Auch Unkraut ist ein Leben. Aber die Beete müssen sauber sein. So pflanzte er das Ausgejätete an einen eignen Platz. Die Pflanze kann sich nicht wehren gegen die entsetzliche Grausamkeit des denkbegabten Tieres, des fürchterlichen Menschen. Aber sie wehrt sich gegen die Mordlust der besseren Tiere, derer, die nicht die furchtbare Irrgabe der Vernunft besitzen.

Es gibt nur einen Weg, die Straße des Erbarmens. Sie kreuzt in schnurgeradem Lauf das Labyrinth der Irrwege, wo Mord herrscht.

Aber der Weg zu ihr ist schwer. Von Widersprüchen lebt das Leben. Auch der Weg zu der Straße des Erbarmens geht durch die Schlucht der Widersprüche.

✲

Als er sich ausgewütet hatte gegen sich, fühlte er sich todesmüde. Der Tod war ihm allzeit im Lichte

der Freundschaft erschienen. Jetzt wußte er des großen Wandlers edle Bedeutung. Nur das Haften der Geschöpfe macht ihm sein Amt oftmals so grauenhaft.

Haften! Das Haften an den Dingen führt zur Haft, führt zur Verhaftung. »Ein Gefängnis ist die Häuslichkeit.« Ein Gefangener ist der dem Ding Verhaftete, ein Mörder seiner eigenen Seele. Verhaftet wegen Mordes.

6.

Er wollte abtreten von der Bühne. Dann aber kam die Welt und ihre Niedertracht. Da fühlte er, daß er in Waffen stand. In blanken Waffen. Wie er sie sich geschmiedet auf dem Umweg, konnte er nicht sagen. Aber er wußte, daß er sie führen mußte gegen die Menschen. Und in blanken Waffen betrat er langsam, Schritt für Schritt, die Straße des Erbarmens.

Die Straße des Erbarmens wird nicht gepflastert von den Steinchen der Angst und der Schlaffheit, sondern von den dreifach im Feuer gehärteten Klinkern der Urkraft des Lebendigen.

✲

Eine Sprechstunde in drei Stunden

1.

Eines Tages trat eine große Frau in meine Sprechstunde. Ich stutzte. Wundervolle Augen. Aber die Nase klobig verdickt, die Lippen verdickt, gräßliche plumpe Hände und ebenfalls solche Füße.

Ich starrte sie an.

Was waren Sie früher eine schöne Frau! stand in meinen Zügen.

»Ja«, sagte sie, »ich bin hellseherisch nicht unbegabt. Sie haben recht. Bitte, sehen Sie diese Photos.«

Ich sah eine Frau in verschiedenen Aufnahmen, eine ein schöneres Bild zeigend als die andere.

Und das -

»War ich.«

2.

Die Frau war nicht alt. Man spürte sofort Geist, Blut, Rasse.

Ihre Entstellung war nicht Folge des Alters. Das zeigte der erste Blick. Eine solche fabelhafte Schönheit wäre auch nach zwanzig Jahren noch allerhöchst anziehend gewesen. Ein Blick genügte. Ein geheimes Naturereignis: Wucherung des Hirnanhangs (Hypophyse). Gemeine Ausdeutung, gemeine Auswirkung, gemeiner Ausblick!

Das wäre die richtige Formung dem Schicksal gegenüber oder einem Etwas, das schwache Seelen für das Schicksal verantwortlich zu machen suchen,

weil sie Schanzen brauchen, ihre eigene Erbärmlichkeit zu decken. Der Arzt würde sagen: Infauste Prognose, infauster Fortgang, hoffnungloser Augenblick.

Ein sehr angenehmer Augenblick! Und dabei sehr kluge Augen, wissende Augen, gerichtet auf den ärztlichen Richter, dessen Gericht man aus seinem Gesicht schon ahnte, aber doch noch abwiegbar wähnen wollte.

In diesem Augenblick haßte ich mich. Auch meine Kunst, obwohl sie mir ja so manchen Erfolg über Erwarten und gegen Erwarten der Spezialkollegen gewährt hatte.

Ich haßte alles: unsere Unfähigkeit im Handeln, unsere Voreingenommenheit im Wandeln.

3.

Dann faßte ich mich in mir selber zusammen. Ich sagte: Es gibt vier Wege.

»Kenne ich alle«, wurde ich unterbrochen, »der fünfte heißt unmöglich oder durch die Tat eines Genies doch noch möglich. Sie sind Genie; deshalb komme ich zu Ihnen.«

Ach, wenn ich wirklich Genie bin, und viele Zeitungen und noch viel mehr Zuschriften versichern mir das ja in breitester Öffentlichkeit, wenn ich wirklich Genie bin, gnädige Frau, dann ist es etwas Entsetzliches. Etwas, was nie Erfüllung gibt, ja nicht einmal ahnen läßt. Wie mein einziger Freund aus

der Bibel, Salomo, so groß sagt: denn wo viel Wissen ist, da ist viel Weinens; und wer viel lernen kann, der muß viel leiden. Und wie der größte aller Menschen vor dreitausend Jahren sagte: »Wirklich bewußt sein heißt wahrhaft siech sein.« Aber jetzt sagen Sie mir: Sie waren eine der schönsten Frauen. Ruhig! Ich kenne Sie. Sie beherrschten die Bühne, Sie waren berühmt und angebetet. Jetzt sind Sie das, was Sie jetzt sind. Und Sie möchten wieder sein was Sie waren?

Sie sah mich ratlos an. »Selbstverständlich«, platzte sie heraus.

Es gibt also erstens eine Operation, die sehr, sehr gefährlich ist. Zweitens Bestrahlungen, die haben Sie gehabt. Drittens Hormone. Viertens Diätkur. Es gibt - aber wollen Sie mir nur eine Frage gestatten?

»Jede!«

Waren Sie in all Ihren Tagen des Glanzes wirklich glücklich, ja, waren Sie nur einen einzigen Tag glücklich?

Sie starrte mich an. Als Einsame sprach sie sonst unaufhörlich, schwallartig. Jetzt versagte ihr die Sprache. Dann wurden ihre schönen grauen Augen ganz klein. Sie sah mir scharf in die Augen. Dann tastete sie nach meiner Hand. Sie hatte sich jetzt mit Handliniendeutung ernährt. Aber sie ließ meine Hand fahren, ohne sie anzusehen, legte den Kopf auf die Platte des Schreibtisches und begann hemmungslos zu schluchzen.

Ich streichelte ihre früher so feine und begehrte, jetzt elefantig entartete Hand und ließ ihr Weinen gewähren. Ich streichelte über den verdickten Kopf, über die verdickten Wangen. Da wurde sie ruckartig ruhig, sah mich klar an und sagte aus ihrer großen Intelligenz heraus:

»Ich danke Ihnen. Ja, Sie sollen der erste sein, dem ich mein Leben erzähle. Und nun hören Sie. Ich weiß Ihre Medizin zu schätzen. Im Augenblick ist es die beste, die einzige. Ich danke Ihnen. Bevor ich aber beginne, will ich Ihre Frage kurz beantworten. Ob ich glücklich war? Keinen einzigen Tag! Keinen einzigen! Nicht einen! Und nun hören Sie!«

4.

»Jede Frau berichtet und beichtet zuerst von ihrer Liebe, von dem, was sie in diesem, ihrem Urberuf erlebte. Es ist ja auch das Wichtigste, wenn nicht das einzig Wichtige. Ja, ja. Selbst für eine berühmte Schauspielerin! Glauben Sie es nur, aber ich sehe, Sie wissen es.«

Fangen wir deshalb, anders als es die modischen Gleichschreiber und Vielschreiber machen, mit der Hauptsache an, und holen wir das andere gelegentlich nach. Es ist allerdings ein ganz anderer Weg der Schilderung.

»Meine erste Liebe war um die Zwanzig herum. Es war ein hübscher armer Offizier. Ich war ihm über-

legen. Er wollte für mich den Dienst aufgeben und nach Amerika gehen, und dort für mich arbeiten. Seine glühenden Liebesbriefe habe ich vernichtet, wie fast die ganze große und merkwürdige Sammlung, die die späteren Jahre eintrugen.

Er wurde fast wahnsinnig, als mir ein vierzigjähriger Gutsbesitzer einen Heiratantrag machte. Da merkte ich, daß ich weder den einen noch den anderen wirklich liebte.

Dann kam die Liebe. Ich war sogar heimlich verlobt. Er war der Sohn eines bedeutenden Mannes, bildschön, was man ja von Männern so ungeheuer selten sagen kann. Er war klug, tapfer, witzig. Größer als ich, die ich doch schon ein Meter siebzig messe. Wir waren ein überall auffallendes Paar. Sein Vater wollte eine Gräfin für seinen Sohn; mein Vermögen hatten meine Studien und Reisen aufgezehrt. Aber ich liebte ihn. Er mußte lange um mich kämpfen. Diese altmodischen Familienkämpfe waren damals ja noch gang und gäbe.«

Ja, warf ich ein, unsere selbstsüchtigen und selbstgerechten Vorfahren waren so hirnverbrannt, daß sie das einfachste der Naturgesetze nicht erkennen konnten, es in sein Gegenteil umbogen und diese Umbiegung gar noch hochtrabend religiös verbrämten. Religion leistet ja für so manche menschliche Erbärmlichkeit gute Dienste. Z. B. für die Angstpsychose. Das Naturgesetz lautet: Die Eltern sind für die Kinder da; nicht umgekehrt.

»Ich dachte«, fuhr sie fort, »modern. Mein Bräutigam konventionell und alt verbrämt. Er war frisch, aber Korpsstudententum und Kavallerieoffizier der Reserve hatten einen altmodischen Dünkel in ihm erzeugt. Trotzdem waren die beiden Jahre unserer Liebe wild, romantisch. Täglich hagelte es von Eilbriefen und Telegrammen, die größten Alltäglichkeiten wurden telegrafiert. Verstehen Sie das?«

Sehr wohl, sagte ich, er war krankhaft zernagt von Eifersucht, was mir nach Ihren Photos verständlich ist, er wollte Sie nicht nur stündlich bewachen, sondern auch ständig mit Ihnen in Verbindung bleiben. Für Sie war das vielleicht beleidigend, qualvoll und lächerlich. Doch er litt gewiß größere Qualen, am meisten wohl in Gedanken an seine Vorgänger. Übertriebene Eifersucht ist krankhaft oder unmännlich. Schließlich Angstpsychose.

»Sie haben recht«, sagte sie. »Und es war auch wirklich noch ein Vorgänger da, ein Adliger, den ich auch geheiratet hätte, wenn die Verwandten nicht zuerst die Ehe mit der Bürgerlichen mit allen Mitteln hintertrieben hätten. Wir paßten geistig prachtvoll zueinander. Gemeine familiäre Intrigen, auch solche von anderer männlicher Seite (Eifersucht, Wut) rissen uns auseinander. Später heiratete er eine bürgerliche Schauspielerin mit einem unehelichen Kinde!

Ich dachte nicht daran, meinem heimlichen Bräutigam untreu zu sein, litt die Hälfte des Tages unsäglich, aber nach jedem meiner Abschiedsbriefe

reiste er mir sozusagen auf den Knien nach. Endlich war es soweit. Ich war berühmt, die Eltern gaben die Zustimmung. Eines Tages bekam ich ein Telegramm: ‚Wir haben gesiegt.' Seine Eltern hatten ihre Zustimmung gegeben. Nie vergesse ich den Abend, als er mich von der Bahn holte, mich langsam um sein Elternhaus herumführte, mir den Garten und die Treibhäuser zeigte und den beleuchteten Wintergarten, wo sein Vater saß. ‚Siehst du, da wohnt nun dein großer Junge!' Meine Schwiegermutter duzte mich gleich. Im übrigen befand ich mich in einer herzbeklemmenden Sphäre engherzigster Rückständigkeit. ‚Sage Vater nur nicht, was du bist.' War das Schande und Schmach? Mein Bräutigam selber schätzte mein Talent, er lebte aber als Beamter in finanzieller Abhängigkeit vom Elternhaus. Zähneknirschend empfand ich alle diese Demütigungen. Aber die unsinnigen krankhaften Quälereien meines Bräutigams wurden immer schlimmer. Ich verlor jeden Anflug von Selbständigkeit. Nach seiner Ansicht hatte ich etwas gutzumachen ihm gegenüber. Ich sollte ihm blindlings ergeben sein, ich sollte in der künftigen Ehe ‚gehorchen'. Ich sträubte mich gegen eine solche Zumutung. Unser Verhältnis wurde gespannt. Er stellte blödsinnige Bedingungen: ich sollte mich nicht mehr pudern, das sei ein Anflug von Lügenhaftigkeit. Sie lachen herzlich, aber mir war damals nicht lächerlich zumute. Sobald ich mit Bruch drohte, zwang er mich wieder in den flehentlichsten

und zärtlichsten Worten zu sich zurück. Er warf oft den Dienst hin und reiste mir nach.

Ich stand da, ohne Eltern und Geschwister. Ich bin nicht übermäßig kinderlieb. Bei Kraepelin fand ich einmal einen Satz: ‚Man findet oft bei kinderlosen Frauen eine übergroße Zärtlichkeit zu Tieren. Man nennt dies einen verirrten Brutpflegetrieb.' Da wußte ich, daß ich einen Fimmel hatte. Von meinem Hunde erzähle ich später.«

Hören Sie auf! unterbrach ich. Das war eines der dümmsten Worte, die gesagt worden sind. Eben aus dem Herzen oder Nicht-Herzen eines sogenannten Wissenschaftlers geboren, dem das Tier lediglich Objekt ist, Objekt für seine eigene kümmerliche oder große Karriere.

Die Tierversuche der Medizin und anderen Wissenschaften sind zu fünf Prozent gerechtfertigt, zu neunzig Prozent sind sie unnütz oder Gemeinheit. Man braucht eine kleine Veröffentlichung, und das Tier muß bluten, leiden, sterben. Vergessen Sie diesen dummen Satz Kraepelins und freuen Sie sich der Liebe zum Tier. Ich allerdings liebe die Pflanzen noch mehr. Voltaire hat recht: Je mehr ich die Menschen studiere, um so mehr liebe ich die Tiere. Das ist eine Weisheit! Kraepelins Wort ist brutale Dummheit. Also Sie haben keinen Fimmel, sondern sind hierin sehr normal und sympathisch, so, wie die Menschen eigentlich sein sollten, wie es aber die wenigsten sind.

Sie schaute mich groß und strahlend an. »Danke! Das tat gut. Ich blieb zeitlebens kinderlos. Hätte ich welche bekommen, wäre ich ganz und überzärtlich in ihnen aufgegangen. Ich weiß es. Aber Schicksale sind wohl erblich? Mein Großvater hatte neun Kinder; sieben davon starben, noch ehe sie erwachsen waren, das achte verunglückte durch Sturz und wurde schwachsinnig, das neunte war meine Mutter. Der wiederum starben drei Kinder nacheinander - wo wollte ich da wohl den Mut hernehmen, selber Kinder in die Welt zu setzen?

Das Hochzeitdiner war schon bestellt. Da trennten wir uns. Ich konnte das Sklaventum nicht länger ertragen und bat meinen Bräutigam nach schweren innerlichen Kämpfen in einem Briefe um Rückgabe des Ringes. Er willigte ein. Und diese Einwilligung wiederum empörte mich. Hatte er mich bis dahin nicht stets mit allen Mitteln zu halten versucht? Ich war sehr unglücklich damals und wollte sterben. Denn ich verlor doch den Halt meines Lebens. Mein Vater, der seit seiner zweiten Ehe nur einer jungen, intriganten und herzlosen Frau gehört hatte, war auch tot. Ich stand völlig allein im Leben. Ich war damals Ende der Zwanziger.«

5.

»Da trat der einzige Lichtstrahl in mein Leben: mein Hund.«

Erzählen Sie das später, unterbrach ich. Es ist vielleicht das Liebste, was ich hören möchte, wie es

Ihnen das Liebste der Erinnerungen ist. Aber bleiben wir einstweilen noch bei der dunkeln Liebe zum dumpfen Volk der geistbegabten Menschen.

»Ich merke, auch Sie grübeln über menschliche Schicksale.«

Nicht nur über menschliche, auch über tierische und pflanzliche. Nehmen Sie z. B. die ganze Erdentwicklung! Ich grüble über das Schicksal. Aber ich kann es nicht Gott nennen.

»Auch nicht Satan?«

Auch das nicht. Mechanik und Zufall. Es ist ebenso entsetzlich wie großartig.

Sie fuhr fort: »Jetzt kommt ein Erlebnis eigener Art. Ostpreußen - Sanatorium. Wo war ich nicht in der Welt! Aber dort war sie mit Brettern vernagelt, ebenso wie die Stirnen der Menschen, was ja aber auch sonst allermeist der Fall ist. Der Arzt liebte mich schnell und wirklich; seine Schwester wollte mich mit ihm verkuppeln. Aber er war mir gleichgültig, Phantast, kleindeutend, kleindenkend wie alle Phantasten (nur die Klardenker denken groß). Kleinstadt. Polnischer Schmutz. Ich riß aus und ließ das Bombardement der Briefe ruhig über mich ergehen. Aber es war doch wieder anstatt erhoffter Ruhe nichts als Unruhe.«

Und Angst!

»Vielleicht. Wohin ich kam, überall begehrt, bestarrt, und nie gefragt nach meinen eigenen Begebnissen und Begehrnissen.

Jetzt kam ein Mann von guter Erscheinung, aber er machte in Sport. Maschinen und Tennis. Ich haßte das Sporttier. Ich glaube, Sie wenigstens verstehen das. Aber ich war voll Trotz und Verzweiflung.«

Und Angst!

»Vielleicht! Jedenfalls nahm ich seinen Antrag an. Er wollte nach Südamerika. Die Eltern waren wieder gegen die Heirat. Meine Vergangenheit war ihm gleichgültig. Das bestach mich. Aber wie lächerlich, immer dieses Sadistische der sogenannten Elternliebe. Sadistisch und egoistisch. Ich wollte meinem wirklich Geliebten zeigen, wie schnell eine schöne Frau vergessen kann. Ein Irrtum schlimmster Art, den ich allein abzubüßen hatte. Denn man kann das nicht, mag man auch noch so schön sein und gar wie ich berühmt. Man kann es nie, wenn man wirklich liebt oder liebte. Denn in der wirklichen Liebe gibt es keine Vergangenheit, nur Gegenwart, mag man auch für das ganze Leben getrennt sein. Jedenfalls: wir wurden in London zivil getraut. Zwei Zeugen, nüchternste Aufmachung, Speisung, Autofahrt, einige bescheidene Blumen ins elegante Hotel.

Schon am nächsten Morgen bereute ich. Er wollte sieben Söhne von mir haben, ich sei echte Germania, brutal gesund. Ich war wütend. Dann kam der Krach. Er hatte versprochen, mein Alles, meinen Hund mitzunehmen. Lüge. In den englischen Kolonien durften keine Hunde eingeführt werden. Ich war trostlos. Er fragte, ob ich den Hund oder ihn mehr liebte. An-

ständigerweise gab ich keine Antwort. Wütend ging er morgens weg. Mittags vierzehn Uhr Anruf: Autounfall. Mein Mann war tot. Ich war nach zwanzig Stunden Witwe.

Entsetzlich blieb die Erinnerung an den Zank. Hätte ich mich bezwungen und gesagt: Ich liebe dich mehr als den Hund, dann hätte er einen freundlichen Gedanken mitgenommen in den unglücklichen Tod.«

Arme Frau! Welche Bestürmungen!

6.

»War das alles nur Irrtum und Traum? Wartete nicht noch in Deutschland mein früherer Bräutigam? Also zurück! Zwar als Fräulein, mit einem Künstlernamen, und bald war ich als solches wieder umschwärmt. Aber ich hatte mich geändert.«

Ja, warf ich ein, Sie haben gemäß Ihrer Anlage seelisch immer über den Haushaltsetat gelebt. Ich verstehe das ebenso wie die Änderung, aber die ist bei Ihnen nicht so groß. Der Hund erhielt all das, was Sie den Männern nahmen.

»Gewiß. Aber als er tot war? Ich weiß nicht: ich liebte früher viel mehr mit dem Herzen als mit den Sinnen. Gefühl war alles; Rechnung nichts. Daher litt ich. Und doch war ich stundenweise glücklicher als ich litt, als von nun an, wo ich kalt herrschte. Es war eine völlige Wandlung. Verehrer reihte sich an Verehrer, aber ich war die Herrscherin. Sie taten was ich wollte, sie kamen von auswärts, machten

lange Reisen, um mich zu besuchen und ich schickte sie nach einer halben Stunde fort, wenn es mir so paßte. Viermal hatte ich Gelegenheit mich wieder zu verheiraten, aber ich wollte nicht mehr; mein starker Selbständigkeitdrang vertrug keine Einengung mehr. Ich habe aber die Männer kennengelernt in jeder Ausgabe, als Freund, Kamerad, Geliebter, Bräutigam, Gatte. Männer und Tiere, namentlich Pferde und Hunde, liebte ich mehr als Frauen und Kinder.

Ich nannte meine Verehrer meinen zoologischen Garten. Da war ein Arzt, ein Großkaufmann, ein Jurist, ein Fabrikant, ach, da waren so viele! Bei einem Oberlehrer ernüchterte mich der Beruf.«

Also etwas Berufsfetischismus?

»Ganz recht. Höheres Alter, Aussehen u. a. waren mir einerlei, sofern mir nur der Beruf zusagte! Die höheren Kenntnisse in dem Berufe weckten meine Bewunderung und bepflanzten den Garten der Liebe. Alle Sportsleute stoßen mich ab.

Auch alles Künstlerische wie Maler, Bildhauer, Dichter, widert mich an, mag ich auch den einzelnen menschlich schätzen, aber sie sind für mich keine Männer, wenn sie nebenher nicht noch etwas Bedeutenderes sind. Sie kennen ja meine Galerie. Ich leide sehr unter dieser unseligen Veranlagung, aber ich kann sie nicht bekämpfen. So bin ich denn auch noch einmal einem Manne verfallen, der eine märchenhafte Karriere machte und einer der führenden Männer

Englands ist. Die Bindung war noch einmal rein erotisch, denn sein Charakter war für mich minderwertig. Aber großes Wissen, und umfassende, sagen wir klassische Bildung, glänzender Stil, sprühende Schlagfertigkeit, ganz große Karriere, nun, Sie verstehen. Mit den andern habe ich nur gespielt; hier wollte ich mich geben, ganz geben. Und doch war wieder alles falsch. Mir imponierte sein Geist, und daß er mich geistig führen wollte. Wir wollten eine Geistesehe höchster Form führen (ohne Trauung), aber die Pfuscherei des Schicksals zeigte sich gleich bei der ersten Umarmung: ich hätte mich gerne geistig beherrschen lassen, aber der Mann wollte mich auch körperlich beherrschen. Er kam mit einer edelsteinbesetzten Peitsche. Sadist. Napoleon und Mussolini waren seine Vorbilder, aber vom Kriege drückte er sich und vor meinem Hunde hatte er Angst! Als ob Napoleon je Sadist gewesen wäre! Aus den Briefen an Josephine könnte man sogar fast auf das Gegenteil schließen.«

Ganz recht, warf ich ein. Erotisches Sklaventum (nennen wir es einmal so, der Name ist übertrieben) kann zu höchstem Herrentum der Welt gegenüber führen, oder sich damit gut vertragen. Aber nur beim Manne.

»Ich ließ mich natürlich nicht schlagen, und als er sich eines Tages gar zu unfreundlich gegen meinen Hund zeigte, warf ich ihn hinaus. Nach anderthalb Jahren kam er noch einmal wieder. Aber es war

Schluß. Und damit auch jetzt Schluß mit den Männern.«

Ja, sagte ich erleichtert, und damit kämen wir zum Hunde, und wenn der erledigt ist, gehen wir in die Kindheit zurück. Und dann haben wir das Mosaik der Anlage und Ausbreitung, das Mosaik der Konstitution und Konstruktion, jedenfalls in der Skizze.

7.

»Der Hund hieß Wolf. Es war ein deutscher Schäferhund. Als es ganz Nacht um mich war, trat er wie ein Lichtstrahl in die Dunkelheit meines Lebens. Ich stand damals, junges Mädchen, ganz allein. Schicksalhaft, schicksalverhaftet fand ich ihn am Rhein. Bei meiner Überseereise mußte ich ihn bei seinem Dresseur lassen, aber die Trennung, lediglich aus Vernunftgründen eingegangen, ertrug ich nur mit immerwährenden schmerzlichen Gedanken. Es nagte die ganzen Monate an mir. Und dabei die anstrengende Tournee, die vielen Theater und die vielen Feste! Es war entsetzlich.

Ganz erschlossen haben wir uns gegenseitig aber erst, als ich nach dem Tode meines Mannes wieder einmal allein stand. Und das traf hübsch zusammen: Tod meines Vaters, Verlust meines Bräutigams, Tod meines Mannes. Da wollte ich zu einer Tante, die mich sehr liebte, und wollte sie betreuen. Liebe geben, Treue geben, Dankbarkeit. Als ich an Bord ging, fand ich einen Brief mit fremder Handschrift: ‚Wir

teilen Ihnen mit, daß Ihre liebe Tante nicht mehr lebt.' - Ich habe vier Nächte lang geweint, vier Tage dazu.

Aber ich hatte ja noch meinen Hund, ein Wesen, das mich liebte und das ganz auf mich angewiesen war. Meine erste Fahrt in Deutschland galt ihm. Ich schloß ihn in meine Arme und schwor ihm zu, mich niemals wieder von ihm zu trennen und auch niemals wieder mein Herz in zwei Teile zu teilen. Dieses Gelübde habe ich gehalten. Ich habe niemals wieder mit dem Herzen geliebt. Ich war ein junges Mädchen, als ich Wolf als Weggenossen erhielt, er lebte vierzehn Jahre an meiner Seite als mein treuester Kamerad; als er starb, war ich eine reife Frau. Die furchtbare Gemütserschütterung, die mit dieser Trennung verbunden war, muß krankheitauslösend gewesen sein, denn ein Generalangriff von Krankheiten, die wohl in mir nach Betätigung verlangten, setzte dann ein.

Ich floh aus meiner Wohnung, wohnte im Hotel, reiste kreuz und quer durch Deutschland, um einen Hund zu finden, der Wolf ähnlich war, ließ in allen Fachblättern inserieren und suchte mir dann unter sechzig Hunden gerade den allerverkehrtesten aus. Es war ein furchtbarer Reinfall. Hurtig war schön, aber er mordete jedes Tier, das er sah. Ich hätte ihn nach Amerika verschieben können für eintausendundzweihundert Dollar, aber ich ließ ihn durch einen Tierarzt töten. Ich wollte nicht, daß er wegen seiner Fehler geschlagen werden oder bei der Vivisektion

enden sollte. Man hat mich dumm genannt deswegen, schadet nichts. Es war gut so.«

Hier würde der Durchschnittspsychoanalytiker, warf ich ein, allerhand törichte Verbrämungen und Verbremsungen machen. Und der Begabte würde es auch nur wieder einseitig, nur vom Eros aus sehen. Denken Sie nur an das dumme Wort des Dogmatikers Kraepelin. Nein. Wohl uns, wenn wir uns noch als wirkliches Teilchen der Gesamtnatur finden können. Tierliebe - Triebliebe. Meine mich oft geradezu quälende Pflanzenliebe würde man mir ja wahrscheinlich auch als erotische Abirrung deuten, wenn man nicht wüßte, daß es auch für mich gilt: und Frauen waren um ihn. Und wenn mein Garten, anerkannt einer der gepflegtesten Hamburgs, nicht unsichtbar nach hinten hinaus läge! Ich pflanze und pflege alles selber. Man kann sehr wohl, Frau, Kind, Frauen und Freunde lieben und doch mit ganzer Seele sich den Pflanzen weihen. Das geht alles. Verdrängung, Verschiebung, was sind das für armselige engfassende Begriffe einer Artfremdheit. Ich werde von den Germanen befeindet als Philosemit. Mit gewissem Rechte. Aber ich sehe doch auch, daß einem Semiten ein genialer Überblick unmöglich war und ist. Was hat Buddha für Turmhöhe über den Semiten Paulus! Auch im Seelischen gibt es Universalgenies, ebenso wie im Körperlichen. Daß es sie im Geistigen gibt, ist Tatsache, und diese Tatsache zertrümmert zum großen Teil den ganzen Aufbau der Analyse.

Bei Ihnen war der Hund auch damals schon Ihr Freund, als Sie noch viele Männer liebten und litten. Nachher war er das Restobjekt der Liebe. Das sagt mehr als die Analyse der Impotenten oder als die Impotenz der Analyse.

»Ja,« sagte sie, »und doch zerstörte auch diese Liebe wiederum mein Glück. Ich war Anfang Vierzig. Die Inflation war vorbei. Ich feierte wieder rauschende Erfolge. Ich war dankbar und stundenweise scheinbar glücklich. Aber es war doch nur Scheinglück, getrübt durch Wolfs schweres Herzleiden. Dann mußte ich ihn töten lassen, um seine Qualen abzukürzen. Damals glaubte ich wahnsinnig zu werden. Und noch heute, wenn ich nachts schlaflos liege, grüble ich: wer warst du, Rätselwesen mit der Kristallseele, das meine Bahn schnitt? Das wie ein leuchtender Komet über meinem Leben flammte? Ein Gruß von der Mutter? Mein kleiner Bruder, den ich niemals kannte und der zu mir hineinkam? Ich weiß nur eins: soviel Klugheit, Treue, Schönheit, Dankbarkeit und Mut vereint findet man niemals beim Menschengeschlecht. Darwin sagte: Bedenke, daß dein Hund das einzige Wesen ist, das dich mehr liebt als sich selbst. Er hat recht. Und Schopenhauer nannte seinen Pudel Atma! Weltall! Welch ein Name! Und Nora, ein Dichter, der auch Arzt, obwohl unschöpferischer, war, hat das schönste Gedicht geschrieben, das ich kenne: Auf meinen toten Hund. (An deiner Ganzheit maß ich meine Mängel.) Er

schreibt ferner, daß sein Hund seine Seele bewacht und ihn gut gemacht habe. Wolf hat auch meine Seele bewacht. Sie ist niemals in Niederungen hinabgesunken. Als ich den Hund verlor, erlosch endgültig die Trauer um einst, ich hatte den Verlust meines Bräutigams beweint, um so mehr als mich mehr seelische als sinnliche Zuneigung an ihn band; Wolfs Tod aber war in seiner Auswirkung stärker, denn nun hatte ich buchstäblich nichts mehr. Wir beide hatten alles miteinander durchgemacht, Krieg, Hungersnot, Revolution, Inflation, Aufstieg, Kampf, Fehlschläge, Rückschritte und wiederum Aufstieg. Da starb er. Einen Monat später setzten die vielen Krankheiten ein.«

Gut beobachtet, aber schwer erlebt, sagte ich ergriffen. Nicht nur wer viel weiß, der muß viel leiden, sondern auch der andere: wer stark liebt, der muß stark leiden. Leid und Liebe wachsen auf einem Holz, ebenso wie Dummheit und Stolz. Nur daß das eine Holz ein sehr schöner, ein herrlicher Baum ist, und das andere ein erbärmliches Gestrüpp. Wo die Liebe aufkeimt, keimt auch Leid auf, sagte der größte aller Menschen.

»Wer ist das?«

Buddha. –

»Richtig. Doch nun zu meiner Kindheit, aber kurz.«

8.

»Meine Mutter haftet mir im Gedächtnis wie eine Heilige. Als ich neunzehn Jahre alt war, traf mich ein furchtbarer Schicksalsschlag durch ihren plötzlichen Tod. Meine Kindheit war sonnig; meine spätere Jugend sehr unglücklich: böse Stiefmutter, ein wahrer Satan. Nur dreizehn Jahre älter als ich. Sie betrog mich um alles. Ich kann nicht dran denken. Ich hatte eine schöne, frühzeitig durch allerbesten Unterricht ausgebildete Stimme. Ich studierte achtzehn Partien. Erfolg: Überanstrengung, Verlust der Stimme, begrabene Hoffnung.

Ich spielte auch Klavier und Geige und zeichnete. Meine erste Liebe war ein silbergrauer Pudel in einem Fischerdorfe der Ostsee. Ich durfte mir keinen Hund halten. Selbständig geworden mit vierundzwanzig Jahren kaufte ich mir gleich drei. Ich hatte aber Pferde, die ich sehr liebte. Doch das größte und reinste Glück meines Lebens überhaupt war Wolf. Der Hund steht so hoch.«

Ja, warf ich ein, am Hunde zerspellen die Entwicklunggesetze. Daß er die schönste Seele aller Tiere hat, ist selbstverständlich. Und auch geistähnlich übertrifft er den Affen. Er fühlt besser als wir; wie weit er denkt, muß noch erforscht werden. Im Fühlen kann er uns Vorbild sein. Und das bringen dann Rohlinge auf die Folter der Vivisektion! Der einzige Trost ist, daß die Christen auch zwei Millionen Menschen lebendig verbrannten.

»Danke! - Ich hatte als Schauspielerin schon jung große Erfolge. Kaufmännisch bin ich, wie Sie sehen, eine Null. Es ist die Tragik der Jugend, daß sie ihre Erfolge nicht empfindet. Wenn ich an Bord Luxuskabinen hatte, neben dem Kapitän saß, in sechsundzwanzig verschiedenen Städten spielte, von einem deutschen Herzog protegiert wurde und die großen englischen Blätter dann schrieben: Eine jugendliche, sehr schöne Blondine usw. (hier sind die Belege), so wertete ich das alles als alltägliche Ereignisse. Es war für mich ganz natürlich, daß mir zu Ehren Festessen gegeben wurden.«

9.

»Das Theatermilieu als solches, besonders die gräßliche Halbbildung, ekelt mich an. Die Schüler- und Tanzstundenliebe fiel aus meinem Leben. Als einziges Kind zog es mich stets zu Älteren hin. Als Backfisch war ich musikbegeistert. Damals ging ein Stern in meinem Leben auf, der heute noch als Fixstern alle Finsternis überstrahlt: Mozart. Wie ich hörte, ist er auch der Ihrige.

Ich war herbe, widerspenstig, spröde, später in der Liebe wohl weich und zärtlich und etwas sentimental. Ich habe das Bedürfnis, geistig, aber nur hier, beherrscht zu werden. Ich muß klein und dumm sein neben einem wahren Manne. Leider fühle ich mich den meisten Männern geistig überlegen. Folglich sind sie jetzt fast alle alte Regenschirme oder Stuhlbeine für mich.

Auch in den Tropen war ich bis Mitte der Dreißiger niemals krank. Aber meine Nerven, wie man das so schön sagt, waren wohl stets labil. Sie sagten ein paarmal mit Recht: Angst. Und ich weiß, daß Sie die Angst und ihre sogenannten Komplexe ganz anders deuten als die Mode. Rein körperlich, wie Sie alles rein körperlich urgründlich in Ihren letzten Büchern erfassen wollen. Ich kann das bestätigen an meiner Nachtangst. Nachts sitze ich oft aufrecht im Bett aus Angst vor Mördern und erschrecke tödlich vor jedem Geräusch. Als Kind schon konnte ich oft nicht einschlafen aus Angst vor meiner eigenen Phantasie. Tagsüber weiß ich nichts von Bangigkeit. Ich habe Expeditionen unternommen in Menschenfressergegenden. Ich setzte mich auf den wildesten Fuchs, ich habe unbändige Hengste geritten. Ich war in glossinenverseuchten Gegenden, ertrotzte von der Regierung Zutritt zu der für Weiße sonst gesperrten Leprainsel (war allerdings noch fünf Jahre lang wegen der Inkubationzeit in Unruhe). Aber ich gehe nicht gerne in ein dunkles Zimmer.

Ich glaube übrigens bestimmt, daß ich schon einmal gelebt habe. Es war im Rokoko.«

Lassen wir das, sagte ich. Nicht was man glaubt, nur was man weiß, hat Wert.

»Aber trotz größter Erfolge immer Unglück im Geschäft wie in der Liebe. Mars-Einfluß sagen die Astrologen. Merkur soll meine Geburt beherrschen.«

Daher der klare Verstand, warf ich ein.

Sie stutzte: »Sie glauben daran? Ich nicht.«

Ich weiß nur, was darüber gesagt wird, entgegnete ich lächelnd.

Die Wurzelgebiete der Schicksalspflanze liegen tiefer oder näher, wie man will. Alles ist Körper. Sie können auch sagen Konstitution. Gewiß, Sie hatten Unglück. Aber Sie mußten auch alles viel zu sehr als Unglück sehen, wo gar keines war. Jetzt haben Sie Unglück. Wie es kam, ist mir einigermaßen verständlich! Und daß es gehäuft kam, ebenso.

»Eine nette Häufung«, sagte sie, »schwere Operation des Unterleibs. Grippe. Blinddarm. Einbruchdiebstahl. Hochstapler. Wieder Blinddarm. Theaterpleite. Drei Monate Furunkulose. Ekzeme. Doppelter Unterschenkelbruch. Operation wegen falschen Krebsverdachtes. Dann das Jetzt. Und dies Jetzt, aus dem kleinen, unscheinbaren Hirnanhang geboren, geht Hand in Hand mit wirtschaftlichem Rückgang, beschränkter Arbeitfähigkeit, Kopfschmerzen entsetzlicher Art, Seelendepression und allen möglichen körperlichen und seelischen Hemmungen. Ich vegetiere oft nur. Aber ich will es nicht. Es soll ein Traum sein, und oft fühle ich es auch so. Ich bin ja ganz gespalten: genau dieselben Empfindungen wie früher; und körperlich eine schauderhafte Blasphemie auf das was früher war.«

Ich verstehe, sagte ich. Ihre Gedanken kreisen immer um denselben Mittelpunkt. Ihre Hände, Ihre Füße, Ihr Gesicht, alles hat sich geändert, nur die

Seele nicht. So glauben Sie. Aber die Seele hatte sich ja schon viel früher geändert, als die Änderung des Körpers sichtbar wurde. Sie haben es selbst erzählt. Die Hauptseele der Frau liegt in der Liebe.

Da stutzte sie. »Bei Gott, von dieser Seite sah ichs nie«, sagt Wallenstein, murmelte sie. »Aber es ist wohl so. Doch denken Sie, der Sie selber eitel auf Ihre Körpervorzüge sind (man weiß das und ich sehe es): eine Hand, um deren Modellierung man sich riß; Füße, deren Fesselung in Zeitungen gepriesen wurde; Gesicht wie ... Und nun? Diese klobigen Hände würden einem Charakterforscher doch ebensolch falsches Bild geben wie das gräßlich klobige Gesicht, wenn er nicht um die Ursache weiß. Und doch bin ich dieselbe, wie meine Schrift dieselbe blieb.«

Das eben ist die tragische Frage, sagte ich leise. Gewiß, irgendein ganz dummes Bakterium, irgendeine unscheinbare Veränderung einer kleinen unscheinbaren Drüse, die man sogar noch Anhang nennt, kann so ausladende eklige Veränderungen machen. Der Gehirnanhang, gar nicht bemerkbar, gibt uns entartend ein Aushängeschild der Ausgeschlossenheit. Ich verstehe Ihre Wut und teile sie. Das alles nennt der Pfaffe dann göttliche Fügung. Wir Naturforscher knirschen mit den Zähnen. Irgendeine Wucherung kann uns völlig verunstalten und den Körper verändern. Aber erstens: Warum geschieht dies gerade in dem einen Körper, nicht in anderen? Ist er bereit

dazu? Und zweitens: Werden dadurch nicht doch auch alle Funktionen des Körpers verändert? Seele und Geist sind nichts als Funktionen. Was sonst darüber gesagt wird, sind Fiktionen. Ich behaupte, Sie sind auch seelisch-geistig anders. Sie sagen, Sie seien noch ebenso ehrgeizig und eitel wie früher. Falsch. Sie wären, wenn Sie gesund wären, überhaupt nicht mehr ehrgeizig und eitel in Ihren Jahren und Erfahrungen. Aber jetzt springt dies und anderes um so dringlicher hervor aus Ihrer Körperveränderung. Und die Schrift, ist sie wirklich dieselbe?

Sie starrte mich an: »Aber ich habe doch selbst jetzt noch Verehrer!«

Die wollen Sie haben, die müssen Sie in Gedanken auch wohl haben.

»Aber letzthin meldete sich doch einer von früher her, vom früheren Ufer her. Er schrieb, er wolle mich heiraten. Der Arzt sagte: Sie müssen noch warten.

Immer warten, warten, warten. Das zerstampft und zermalmt mich so. Ich habe im Leben weiter nichts getan als gearbeitet und gewartet. Immer gewartet auf das Glück, das mir so nah war und mich dann zur Seite stieß.

Dieser Mann kennt mich aus meinen Glanzjahren. Ich könnte es einfach nicht ertragen, wenn mein Anblick ihn enttäuschen sollte, obwohl er mir schrieb, es sei ihm einerlei, ob ich ein bißchen dicker oder dünner sei. Wörtlich schreibt er: ‚Sie tun ja, als

hätte ich allein Ihre blendende Figur geliebt; es war Ihr liebes, kindlich natürliches Wesen. Und die vielen Unglücksfälle in Ihrem Leben beeindruckten mich ebenso stark wie Ihre Tapferkeit, mit der Sie sie trugen.' Ich habe ihm abgeschrieben. Er soll mich nicht sehen. Oder geben Sie mir Hoffnung?«

Davon später, sagte ich. Sie sind sehr anständig und kultiviert. Nach dem Lauf der Welt haben Sie Ihr Los verdient. Gäbe es wirklich einen Gott und einen Satan, so schuf und regiert der Satan die Welt. Aber das ist ja nur Symbol für das Gesetz der Pole. Tatsächlich regieren beide Pole.

»Gut«, sagte sie. »Das bestärkt mich in meiner Ablehnung falscher Bekehrungversuche. Anthroposophen sagten mir, daß Krankheit Schuld und Strafe sein soll, daß ich keine Ärzte, die alle rückständig seien, nötig hätte, sondern die Krankheit mit der Macht des Willens überwinden könne. Ebenso halte ich Rudolf Steiner, der mir nichts gibt als Unklarheiten, nicht für ‚den großen Menschheitführer', sondern für einen Poseur, wenn nicht Scharlatan. Schließlich ließ man mich als unbekehrbar fallen, aber ich konnte nicht anders handeln, wollte ich mir meine Gewissensfreiheit bewahren.«

Da gratuliere ich! konnte ich mich nicht enthalten zu sagen. Wir sind unser Körper. Und unser Gesetz heißt Mechanik, Physik, am besten Lebensphysik, Biophysik. Den Anteil des Lebens allerdings können wir dank unseren kümmerlichen, mißbildeten Erkennt-

nisorganen in der Lebensphysik niemals erkennen. Bewußt sein heißt siech sein. Geist ist die Gabe des negativen Lebenspoles.

»Das leuchtet mir ein!«

Wie Ihnen für eine Frau überhaupt viel zu viel einleuchtet, entgegnete ich verstehend und bedauernd.

»So sehr«, sagte sie traurig, »daß ich jüngst sogar, da ich ja nicht mehr auftreten kann, einen begeisterten Roman für die klare Wissenschaft schreiben wollte. Einen gegen das Kurpfuschertum. Ich hasse solche Leute, wie Buchholz, und da es Tendenz ist, darf solchen Roman kein Mediziner schreiben: ein Laie muß es tun. Aber auch hier folgte der Begeisterung Enttäuschung.

Ich mußte erkennen: Alles fließt - nur nicht die Schulmedizin, für die ich eintreten sollte; sie ist fossil, ohne fließende Bewegung. Sie sieht die Krankheit, nicht den Kranken. Das bemerkte ich bei der Behandlung meines eigenen Leidens. Der Serologe sieht nur das fehlerhafte Blut, der Röntgenologe das Bestrahlungobjekt, der Dermatologe die erkrankte Haut. Die Zusammenhänge aber sehen sie nicht.

Am besten schnitt noch ein kleiner Feld-Wald- und Wiesenarzt ab, der aber wußte nichts über die Therapie.

Die übrigen spezialisieren sich langsam zu Tode. Die bittere Erkenntnis, daß die Schulmedizin mit ihren versteinerten Dogmen, mit ihrer Gesichtsfeldeinschränkung selber das üble Quacksalbertum großgezüchtet hat, bewog mich dazu, den Roman halb-

vollendet liegen zu lassen. Ich konnte einfach nicht weiterschreiben. Und diese Machenschaften der Schulmediziner untereinander!«

Sie urteilen zu hart, sagte ich begütigend.

»Sie haben doch selbst ein Buch geschrieben: Steht die Schulmedizin vor einem Bankerott?«

Gewiß, aber ich habe die Frage verneint. Allerdings, viel Machenschaften von Vaterlandsgenossen werden dadurch nicht umgestoßen. Und Sie kommen doch auch zu mir, dem Schulmediziner, wenn auch einem recht aufgeklärten und aufklärenden, dem man alles Schöne anhängen und den man am liebsten aufhängen würde.

»Allerdings, denn ein wirklicher Erneuerer will nicht umstürzen, sondern ausmisten und auf den guten Fundamenten neue Bauten aufführen. Das ungefähr sagen die Verständigen über Sie in meinen Kreisen. Und man kennt dort Ihre Bücher. Oder man will überhaupt mit dem Stinkdünger aufhören und ihn durch reinlichen Erdmagnetismus ersetzen, wie Sie das ja gezeigt haben. Die Pflanze wächst ohne Dünger um das Zehnfache, wenn man die Naturkraft ausnutzt. Geheimnis.«

Schmeichelhaft. Aber ich sehe vieles nicht mehr so kraß. Das haften am Alten, was ist es anders als Angstpsychose! Die Angst regiert die Welt. Die Angst regiert das Einzelleben. Wer sich emporarbeitet, kennt die Angst am meisten: er will dem satanischen Druck des Schicksals auf seine Kehle

entrinnen, oder er will sich selbst entrinnen, oder er will dem Sumpf entrinnen. Die Angst treibt zu Vermessenheit und Verwegenheit, ebenso wie zu schlotternder Zerknirschung. Doch lassen wir die Angst der Kreatur. Auch Sie fühlen sich ja noch dieselbe als damals, wo Sie die blendende Schönheit waren. Ist das so sonderbar? Fühlt sich denn nicht auch ein Gesunder, der altert, allermeist so, wie er sich als Junge fühlte? Wir bleiben innerlich schließlich doch dieselben, einerlei ob wir von Krankheit oder von Alter entstellt werden. Wir werden, was wir sind. Und wir sind, was wir waren und - werden.

10.

Eine lange Pause spann Verbindungen zwischen uns. »Sie sprachen vom Gesetz der Pole. Auf dies Gesetz hoffte ich: Auf Regen Sonnenschein.«

Dies Gesetz, sagte ich, gilt nur sehr bedingt für den einzelnen. Für Krankheit schon gar nicht. Das ganze Gereimsel über die Zweckmäßigkeit ist Gefasel. Entelechie ist nichts weiter als Rhythmus, aber Rhythmus, der niemals der gleiche ist. In einem Buchenwalde gleicht kein Stamm dem andern, ja, gleicht kein Blatt dem andern. Das Verhältnis ist Gesetz, nicht die Entelechie. Und das Verhältnis ist das Kind von Glück und Zufall. Und so hat auch all Ihre Schönheit, Ihre Begabung, Ihr Fleiß, Ihr Charakter, auf das Sie an sich hätten bauen dürfen, Ihnen »zweckmäßig« nichts genützt.

Und nun vergessen Sie die Forderung nach Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit. Die gibt es nicht im Naturgeschehen.

Sie schaute lange vor sich nieder. Dann sagte sie schlicht: »Ich sehe, Sie wollen mir gar nicht die Eitelkeit und den Ehrgeiz nehmen, die noch immer vorhanden sind, obwohl wesenlos, grundlos wie damals in den Tagen des Glanzes. Ich danke Ihnen. Und nun?«

»Nun untersuchen wir den Körper. Und dann versuchen wir alles, was möglich ist.«

Sie ging nach der Untersuchung gehobener Stimmung hinaus. Ich aber stellte mich ans Fenster und blickte über die prahlende Pracht meines Blumengartens hinweg, mit leeren Augen hinweg ins Leere.

Dann erinnerte ich mich, daß ich noch einen Korb Blumen einzupflanzen hatte, der am Morgen gekommen war. Ich ging hinaus, die liebe Pflicht zu erfüllen. Es waren weiße Astern; die Blumen der Hoffnunglosigkeit, die man auf Gräber pflanzt. Ob ich erschauerte, kann ich nicht mehr sagen.

Aber ich fragte mich bedrängt und bedrückt: Sollte es nicht doch möglich sein, die prahlende weiße Aster zu wandeln in eine bescheidene, hoffnungbeschwingte Blume, wie sie den Wegrandschmuck bilden hilft und das Wiesendurcheinander?

Die Operation

I.

Er war ein bedeutender Chirurge geworden. Früher hatte er die Chirurgie verabscheut. Ein kleines Kunsthandwerk, aber keine Kunst, sagte er. Kunst ist nur die Arbeit mit der Natur, in der Natur, durch die Natur, für die Natur.

Da bekam seine Frau eine schwere Erkrankung der Schilddrüse. Der Tod stand bevor. Kein Mittel half. Einzig ein glänzender Chirurg vermochte durch zwei Operationen den Tod zu bannen. Da fing er von vorne an, er stellte sich um und wurde Chirurge und lernte, daß es auch hier nur auf Zufall und Glück, oder man nenne es Geschick oder Geschicklichkeit, ankommt. Der Metaphysiker wurde reinster Physiker.

»Nur eines«, sagte er, »könnte ich nicht: meine Frau oder mein Kind operieren. Wir Ärzte lehnen es ja alle ab, die Lieben zu behandeln. Mit Recht. Wir sind zu sehr seelisch besetzt, da versagt die Hand den besten aller Dienste, den sie leisten könnte.«

»Aber geschähe ein Unglück in Wüste oder Wildnis, was dann?« fragte sein Freund. »Ich könnte es nicht«, war die Antwort.

Und doch konnte er es. Es war in Palästina. Damals gab es noch keine Autos. Er fuhr mit Frau und Kind im Wagen, langsam, beharrlich, begehrlich durch Samarien. Plötzlich kam das Unglück. Das Kind verschluckte sich, oder es war ein Insektenstich: ein Kehlkopfödem. Sicherer Tod.

Er wußte, was Kehlkopfödem bedeutet. Mit allen Fasern hing er an dem Kinde.

Ein Arzt war nirgends zu finden. Er selber hatte keine Instrumente. Aber er hatte Äther bei sich. So nahm er ein schönes türkisches Messer, das er stets bei sich führte, reinigte es mit Äther, und, zwar mit zitternder Hand, aber mit sicherer Kraft eröffnete er den Kehlkopf. Es geschah zwischen Nazareth und Damaskus. Das Kind war gerettet.

2.

Derselbe Mann. Er hatte einen Hund, und liebte ihn. Es war ein Pekinese, der Hundearistokrat.

Der wurde plötzlich krank. Offenbar hatte er sich verschluckt, Kehlkopfödem drohte.

Es war nicht mehr in der Wüste, sondern in der Großstadt. Jedermann konnte dort eine Operation durchführen, er selber hatte es nicht mehr nötig. Er telefonierte seinem Freunde, dem besten Chirurgen der Großstadt. Dieser kannte seines Freundes Tierliebe und eilte sofort herbei.

»Du mußt ihn chloroformieren«, sagte der Freund.

Er sagte zu. Aber dann kam das Unerwartete. Als er dem Hunde die Maske vorhielt, ging es noch. Dann aber streckte sich das Tier, und den Arzt packte eine wahnwitzige Angst. Er hatte so viele Operationen erlebt und ausgeführt. Er hatte viele Leben

gerettet. Aber als er seinen Hund auf dem Operationtisch sah, entsank ihm das Messer. »Ich kann es nicht«, sagte er müde, »weil wir nicht in der Wüste sind. Ich kann es hier nicht, weil ich es hier nicht darf. Hier geht es über meine Kräfte.«

Sein Freund, der große Chirurge, rettete das Tier.

Die eigentliche Lebensforschung geht fast immer wieder vom Menschen aus. In gewissem Sinne mag das gerechtfertigt sein, da der Mensch im Gegensatz zu den übrigen Lebewesen über ein Instrument verfügt, was diesen nicht zukommt. Er hat nicht nur Körper und Seele, sondern auch den Geist. Durch die Überbetonung des Geistes aber ist in die Lebensrechnung ein ganz falscher Nenner eingestellt worden. Daß das Bewußtsein für den Menschen selbst nicht das schlechthin Großartigste ist, haben die genialsten Köpfe der Welt immer wieder betont. Zudem macht der Mensch im Verhältnis zu den übrigen Lebewesen einen derartig geringen Prozentsatz aus, daß es auch deshalb nicht gestattet ist, ihn als das Maß des Lebendigen hinzustellen. Außerdem macht er von dem Instrumente des Geistes allermeist ja nur einen beschränkten oder gar keinen Gebrauch. Darüber wäre viel zu sagen. Scheinbare Wiederholungen ergeben sich aus Aufzeichnungen, die jahrelang auseinanderliegen.

Ja, sehen wir näher zu, dann drängt sich uns die Frage auf, ob wir nicht berechtigt sind, die ganze Lebensforschung überhaupt umzustellen. Die Pflanze ist es, die etwa fünfundneunzig Prozent alles Lebendigen ausmacht; die Pflanze ist es ferner, die über viele gewaltige Lebenskräfte verfügt, sie allein vermag aus toter Materie Leben aufzubauen. Das ganze Tierreich lebt von Mord, weil es nicht selbst Leben ge-

stalten kann, wie die Pflanze, und nur in den wenigsten Fällen mindert sich der Mord zum Raub. In dieser Beziehung sind die Vegetarier nicht besser als die Fleischesser: auch sie morden ja das Pflanzenleben, und höchstens, wenn sie sich mit abgepflückten Blättern begnügen, wandelt dies den Mord zum Raub.

Warum hat man nicht längst die Pflanze als den Hauptfaktor Eins in die biologische Rechnung eingestellt, und warum Zwei nicht längst aus diesen Rechnungen kluge Berechnungen gewonnen? Berechnungen in dem Sinne, die Pflanze in ganz anderer Weise auszunutzen und vor neue Aufgaben zu stellen?

Allerdings hat man das in beschränkter Weise, wenn auch nicht in der von mir gemeinten, schon seit längerer Zeit insofern getan, als man Pflanzen durch künstliche Mittel zwang, dem menschlichen Willen zu gehorchen, wobei sich wiederum die erstaunlichsten Lebenserscheinungen zeigten; Lebenserscheinungen, die unter natürlichen Verhältnissen niemals vorkommen, die aber die gewaltige Kraft der Pflanze um so eindringlicher beleuchten.

Da ist die sogenannte Veredelung der Fruchtsorten. Wir stehen hier vor einem der größten Lebensrätsel. Von einem Mutterbaum, bei dem die Aufzucht besonders gut ist, können Millionen von Töchter- und Enkelbäumen über die ganze Welt durch Impfung verstreut werden, also durch ein Verfahren, das die Natur nicht kennt und das ihr aufgezwungen wird. Stirbt nun der Mutterbaum im Laufe der Zeiten ab,

so neigen sich auch alle über die Erde verstreuten Töchter- und Enkelbäume zum Tode. Ein geradezu erschütterndes Naturereignis, nicht nur für den Naturforscher. Man kann sich diesen Vorgang, wenn auch nicht erklären, so doch vorstellen, daß eben die sämtlichen Töchterbäume schließlich mit dem Mutterbaume noch eine Einheit bilden, die durch das Absterben des Mutterbaumes von Grund aus gestört wird.

Ein anderes Beispiel: Scheinbar dient bei den meisten Pflanzen das Blatt nur zur Erhaltung des Betriebes. Auch das Begonienblatt wird im Herbst abgeworfen. Löse ich es aber vom Stamm, und senke es in die Erde, dann wird daraus wieder eine Begonie, also ein hoch kompliziertes Gebilde mit Wurzel, Knolle, Stamm, Blättern, Blüten und Frucht. Ja, nun kommt das Tollste: Lege ich ein abgeschnittenes Blatt platt auf die Erde und durchschneide die Rippen beliebig oft, dann kann ich aus einem Blatt vierzig und mehr Begonienpflanzen erhalten. Die Teilchen des Blattes, die allerdings noch in gewisser feiner Verbindung untereinander sind, schlagen Wurzeln, bilden Knollen und somit ein neues Lebensorchester. Ohne die sogenannten Gene, die Wirkunganlagen, bilden sich hier neue Einzelwesen, die nie für die Fortpflanzung bestimmt waren. Ein okulierter Keim ist schließlich schon eine Art Orchester für die Lebensmelodie, denn Leben ist Melodie und nicht Maschine. Aber ein Stück aus einem abgeschnittenen Blatt

ist ganz gewiß kein Orchester und nichts Metaphysisches.

Das möge genügen, um den Versuch zu erklären, die Pflanze vor ganz neue Aufgaben zu stellen. Das Tier kann nur das Leben erhalten, indem es Vorgebildetes in sich aufnimmt; die Pflanze kann Lebendiges gestalten aus Stoffen, die mit dem Leben als solchem nichts zu tun haben.

Wir zwingen also die Pflanze zu neuen Aufgaben, und darüber will ich kurz berichten, weil dadurch nicht nur die Medizin vor neue Aufgaben gestellt wird, sondern auch die Lebenskunde vor neue Eingebungen.

✲

Die ersten Versuche erstreckten sich vornehmlich dahin, wachsenden Pflanzen Nährboden zuzuführen, mit denen sie sonst allermeist nicht in Berührung kommen.

Hier lenkte sich der Blick vor allem auf die Lipoide, die sich mir längst als vernachlässigte Hauptträger des Lebendigen erschlossen haben. Lipoide sind keine eigentlichen Fette, sondern eine Art Mittelding zwischen Eiweiß und Fett. Früher schob man immer nur dem Eiweiß den Komplex des Lebendigen zu. Das entsprang aber aus der leidigen Analytik unserer Zeit. Ganz gewiß ohne Analytik keine Synthese. Aber die Analytik darf nie um ihrer selbst willen da sein, sondern nur um der Synthese willen. Das Genie gelangt

oft ohne Analytik zur Synthese, das ist das Hauptmal des Genies. Aber wenn es geschult ist und sich selbst beherrscht, wird es immer bestrebt sein, nach der genialen Eingebung der Synthese nun nachträglich die Analyse, schon zu seiner eigenen Überprüfung, folgen zu lassen. Die meisten aber bleiben schon bei der Analyse stehen, weil sie für die Synthese gar nicht fähig sind, und daher die viele Stümperei in Forschung und Wissenschaft, die ja schließlich zu einem Bankrott führen könnte, gegen den sich allerdings jeder vernünftige Wissenschaftler stemmen muß.

Auch die Lipoide sind nicht die Lebenskomplexe schlechthin, sondern auch sie müssen synthetisch gesehen werden; ihre Verbindung mit Eiweiß und anderen Stoffen gibt erst die Bindung des Lebendigen.

Die bekanntesten Lipoide sind die Lezithine und Cholesterine. Diese wurden nun wachsenden Pflanzen zugesetzt, um dadurch deren lebendige Eigenschaften zu verändern. Dabei verhalten sich die einzelnen Pflanzenarten völlig verschieden. Ebenso, wie sich die einzelnen Lipoidarten je nach ihrer Herkunft und ihrer Bereitung verschieden verhalten; manche Pflanzen verhalten sich gerade entgegengesetzt zu anderen.

Weitere Versuche wurden mit bestrahlten Lipoiden gemacht. Ich habe als erster diese bestrahlten Lipoide in die Forschung eingestellt und gezeigt, daß sie beim Menschen eine andere, meist stärkere, Reak-

tion machen als die unbestrahlten. Auch bei den Pflanzen ließ sich das zeigen, hier wurden nicht nur Lipoide, sondern auch Abkömmlinge vom Eiweiß bestrahlt, und die ungeheure Wachstumssteigerung eines Wegerichs durch ein bestrahltes Pepton kann das Bild zeigen, das ich dem Kaiser bei meiner Einladung nach Doorn vorführen konnte, und wobei ich die erstaunliche Fülle des Wissens und Suchens bei diesem vielumstrittenen Manne ehrlich bewundern mußte.

Wir haben auch Knollengewächse, wie Rüben, in Lipoidlösungen gesetzt, und dabei zeigen die Pflanzen oft gerade ein gegenteiliges Verhalten vom Tier. Das wäre grundsätzlich ja auch verständlich, denn das Tier rafft die Lebenskomplexe; die Pflanze schafft sie.

Auch Stecklinge, z. B. Weidenstecklinge, wurden, wie die Bilder zeigen, in bestrahlten und unbestrahlten Lösungen wachsen gelassen. Der Erfolg bei den bestrahlten blieb im Gegensatz zum Tier allermeist aus.

✲

Der weitere Schritt, der sich dann von selbst ergab, war der, fremde Stoffe unmittelbar in die Pflanze hineinzuspritzen. In Früchte oder Hohlstengel und dergleichen. Der Sinn war der: Die Pflanze nimmt sonst Mineralien aus der Erde in sich auf und verarbeitet sie schon durch die Wurzel; aber sie wählt, denn sie läßt die ihr nicht zukömmlichen in Ruhe. Jetzt aber bringe ich der Pflanze Mineralien oder Salze

unmittelbar in die wachsenden Teile, und zwar auch die unbekömmlichen. Was geschieht alsdann?

Auch hier verhalten sich die einzelnen Pflanzen verschieden. Einige sterben ab, andere überwinden den Eingriff spielend. Ja, oft kommt es zu einer gewaltigen Auseinandersetzung.

Diese Auseinandersetzung betrifft zuerst unlösliche Metallsalze, Metallsalze also, die wir entweder überhaupt nicht lösen können oder in Flüssigkeiten, die als Lösungmittel in dem menschlichen Körper nicht in Frage kommen. Die Pflanze löst unter Umständen (es sind das wieder bestimmte Pflanzen) diese unlöslichen Metalle, z. B. Schwefel, und bringt sie erstens in eine lösliche, zweitens dem menschlichen Körper einverleibbare und drittens dem Leben angepaßte Form.

Denn sie überarbeitet kraft ihrer Lebenstätigkeit, die nicht rein aufnehmend oder abstoßend ist, wie die tierische, sondern umwandlungkräftig: sie verwandelt das eingebrachte Metall und bringt dieses nicht nur in eine lösliche, sondern auch in eine neue Form, in eine Verbindungform, in eine biologische Pflanzen-Metallform.

Dabei ereignet sich unter Umständen noch etwas Gewaltigeres, denn einige Pflanzen sind fähig, das ihr herrisch, ganz außerhalb des Naturgeschehens aufgezwungene Metall, das für Tiere ein hohes Gift darstellt, nicht nur in die oben beschriebene Form zu bringen, sondern gleichzeitig auch seiner Giftigkeit

zu entkleiden, so daß der Therapeut etwas absolut Neues, nie vorher Dagewesenes in der Hand hat.

Diese Versuche leiteten mich dann zu der Einspritzung organischer Stoffe, wobei mich zuallererst die Krebszellen beschäftigten. Die Pflanze setzt sich spielend leicht auseinander mit den Krebszellen, doch will ich, um nichts vorwegzunehmen, erst die Erfahrungen der nächsten Jahre abwarten und sehen, ob weitere Pflanzen - bisher haben wir drei Pflanzen gefunden, die das tun können - nun auch das erwünschte Krebsmittel zu schaffen imstande sind.

Es wäre das sehr wohl möglich, weil ja die Pflanze zu einer ganz anderen, energischeren, biologischen Auseinandersetzung fähig ist als der in dieser Beziehung recht armselige Tierkörper.

Es handelt sich immer nur um die lebende Pflanze, niemals um abgeschnittene Pflanzenteile. Es ist ein lebendiger Vorgang und dadurch allein etwas absolut Neues und Gewaltiges.

Das Neueste ist die Benutzung des Erdmagnetismus, dessen groteske Überraschungen im zweiten Bande dieser Novellen nächstes Jahr geschildert werden müssen. Auch hier kommt es auf Kleinigkeiten an, die andern entgingen und die trotzdem das Zünglein an der Waage aus der Gleichgewichtslage in die Höhe des Erfolges umzuschlagen berufen sind.

Medizinische Wissenschaft

I.

Die Medizin ist die Geschichte menschlichen Irrtums.«

Ein solch schwerwiegendes Wort ist leichtfliegend gesagt.

Aber leider ist es so. Doch warum ist es so?

Vor allem deshalb, weil Medizin von den einen für eine Wissenschaft genommen wird; und weil sie von anderen nur als Kunst genommen wird.

Sie ist weder das eine noch das andere, sondern von beiden etwas.

Dazu kommt ein Drittes. Einer der Hauptzweige ist weder Wissenschaft noch Kunst, sondern Handwerk. Als ich jüngst sagte, Chirurgie sei feines Kunsthandwerk, schalt man. Wenn man aber den Mut hat, das griechische Wort zu übersetzen und sich nicht immer hinter Fremdwörtern verbirgt, so steht man vor der Tatsache, daß cheir-ergein gleich Handfertigkeit ist. Das einzig passende Wort der Übersetzung, das den Nagel auf den Kopf trifft, heißt Handwerk. Der Chirurg ist seit Hippokrates Handwerker. Nichts mehr und nichts weniger. Wenn ich seinen Beruf als Kunsthandwerk bezeichnete, so fügte ich schon etwas hinzu. Aber ich hatte guten Grund dazu. Denn im Laufe der Jahrhunderte wurde das Handwerk (die cheir-urgia) zum Kunst-Handwerk geadelt. Und ein gutes Kunsthandwerk ist besser als eine schlechte

handwerksmäßige Kunst. Und auch besser als falschverstandenes Handeln und Verwandeln in der Natur.

*

Ist die sonstige Medizin reine Wissenschaft? Oder ist sie reine Kunst?

Keines von beiden rein.

Medizin als Wissenschaft müßte mindestens mit Naturwissenschaft nahe verwandt sein. Aber schon hier setzt der Zweifel ein. Denn gibt es überhaupt eine Naturwissenschaft? Ist alles nicht lediglich Naturwissen?

Wenn die Naturwissenschaft wirklich etwas Sicheres wäre, wie der Laie annimmt, dann müßte sich hieraus schon die logische Folgerung ableiten, daß die Medizin der eigentlichen Naturwissenschaft nicht gleich ist.

Aber auch die Naturwissenschaft ist nicht etwas durchaus Feststehendes. Das hat nichts besser gelehrt als der Darwinismus, der jetzt zum Teil ein Glaubenssystem und Glaubenssymptom ist.

Bei genauem Zusehen erkennt man, daß es gar keine eigentliche Naturwissenschaft gibt. Was wir Naturwissenschaft nennen, ist eine erstaunliche Verbreiterung des Wissens um die Natur, erstaunlich wegen des engen Bereiches der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten.

Wissen ist aber keine Wissenschaft.

So betrachtet, ist die Medizin allerdings auch Na-

turwissenschaft. Daß vor dem Hauptproblem, dem Wesen des Lebens, alle unsere Erkenntnis versagt, ist jedem Gebildeten bekannt. Immer wieder werden neue Erklärungmöglichkeiten herangezogen, die immer wieder nur eine Verbreiterung auf derselben Ebene geben; in die Tiefe können wir gar nicht dringen, weil uns dies wegen unserer Erkenntnismittel für alle Ewigkeit versagt ist. Hier sind unübersteigliche Grenzen.

Auf zweierlei baut sich die Wissenschaft auf: auf Anschauungen und den daraus gewonnenen Erfahrungen; auf der Beherrschung der Einzelheiten durch Begriffe. In diesem Sinne dient sie teils zur Ordnung, teils zur Grenzbestimmung. Die Grenzbestimmung kann allgemeingültig sein, wenn ein mathematischer Kopf sie durchführt. Die Ordnung braucht selbst bei einem Mathematiker nicht allgemeingültig zu sein. Denn sie ist immer ein Akt der Willkür, immer Arbeit im Dienste des Schemas. Und die Natur kennt kein Schema.

Was ist nun gar medizinische Wissenschaft? Bei der Beantwortung dieser Frage stoßen wir auf viel Schwärmerei, die um so gefährlicher ist, als sie anmaßend und fordernd auftritt.

Der reine Institutsforscher dünkt sich als Wissenschaftler. Wenn ja, dann ist er es höchstenfalls im Sinne der höchst schwankenden Naturwissenschaft.

Ihm steht der Arzt gegenüber, der arme Hilfesucher am Krankenbett. Der aber weiß, daß die

Wissenschaft, die man ihm anpreist, alle paar Jahre oder Jahrzehnte ihr Gewand wechselt. Das Handeln, d. h. die Hauptsache, ist meist völlig unabhängig von dem Gebäude wissenschaftlicher Gerüste. Die meisten Gerüste entstehen aus Gerüchten, nicht aus Gerichten. Beobachtung und Erfahrung, das sind die Quellen, die das Handeln speisen. Sie führen zum Wissen. Sie sind meist unabhängig von der Wissenschaft. Schon Hippokrates sagt mit Recht:

»Die Menschen finden die Heilmittel nicht durch Überlegung, sondern eher durch glücklichen Zufall. Und die Fachleute finden keineswegs mehr als die Laien (oude ti hoi cheirotechnai mallon ä hoi idiotai).« Und das liegt daran, daß die Medizin zu einem großen Teile Kunst ist. Kunst aber ist völlig unabhängig von Akademien.

Auch der Institutsforscher ist weit entfernt von Wissenschaft. Ich empfehle dem Laien, einmal die gegenseitigen Liebenswürdigkeiten deutscher Gelehrter zu lesen, und er wird von vornherein den Kopf schütteln. In andern Ländern ist man in der Form zwar vornehmer, aber der Erfolg ist derselbe.

Überall sieht man das Ja hart neben das Nein treten. Da stellt einer eine Behauptung auf: Der Bazillus X macht die und die Veränderungen und ist durch das und das zu bekämpfen. Der andere behauptet, sich gleichfalls auf Versuche stützend: es ist alles Unsinn. Der Laie stutzt. Ist das Wissenschaft? Nein. Aber recht haben sie beide. Warum?

Exakt ist immer nur der einzelne Fall unter der einzelnen Bedingung.

Das Wort exakt ist das erbärmlichste Wort menschlicher Spiegelfechterei, mit dem je gefochten ist.

Es zeigt sich nämlich, daß jeder Bakterienstamm vom Stamm derselben Art verschieden sein kann; es zeigt sich, daß nicht nur verschiedene Tierrassen, sondern dieselbe Tierart sich verschieden verhält je nach dem Landstrich, der Fütterung usw. Und es zeigt sich vor allem beim Menschen, daß über allen Krankheitgesetzen das Einzelwesen steht. Hundert verschiedene Menschen verhalten sich gegenüber demselben Reiz unter denselben äußeren Bedingungen gegebenenfalls hundertfach verschieden. Warum? Gemäß ihrer inneren Bedingungen. Diese inneren Bedingungen nennen wir Konstitution.

Die Konstitution des einzelnen macht jede Allgemeingültigkeit, d. h. jede Gesetzmäßigkeit, d. h. jede medizinische Wissenschaft im strengsten Sinne zunichte.

2.

Medizinische Wissenschaft ist nur ein Hilfsbegriff, ein Beschränkungbegriff, ein Wunschbegriff.

Exakt ist nur der einzelne Fall und die Grenzbestimmung.

Sonst aber ist exakt ein Begriff der Quantität. Schon dadurch kann er niemals »exakt« sein.

Die reine Wissenschaft dient schließlich nur zur Grenzbestimmung. Alle wirklichen Fragen der natur-

forschenden Medizin sind völlig ungelöst. Mathematische Grenzbestimmung, Festlegung der engen Grenzen unseres Wissens und rechnerisch sichere Bestimmung des in diesen Grenzen Erfaßbaren, mehr kann wahre Wissenschaft nicht leisten. So führt sie notwendig zu Bescheidenheit und Demut der schaffenden Natur gegenüber. Und doch schlägt sie die Brücke zum eigenen Schaffen. Aber nur auf den Pfeilern edler Selbstbescheidung und mathematischer Grenz- und Grundbestimmung. Denn worauf wir als erkennende Wesen verzichten müssen, dem können wir als handelnde Wesen nähertreten.

Von der mathematisch fixierten Grenze aus, die jeder Mediziner beherrschen müßte, schafft das Handeln, nicht die Erkenntnis die Berührung mit der schaffenden Natur.

Wir können deshalb bei der Medizin sehr wohl von einer grenzbestimmenden, ordnenden, handelnden Wissenschaft sprechen. Wir müssen nur wissen, daß die zweite und dritte niemals auf Exaktheit Anspruch haben kann.

Handelnde Wissenschaft scheint ein Widerspruch, ist es aber nicht. Auch hier gibt es wieder ein Zweierlei, wie in allem Irdischen.

Wenn ich als Mediziner handle, so kann das zweifach erfolgen:

1. Angelernt oder nach eigner Erfahrung.
2. Neu.

In der zweiten Art gibt es wieder zwei Unterarten.

Das eine Mal gehe ich auch von der Erfahrung aus, aber da alle Mittel nicht helfen, so überlege ich, was erfahrunggemäß bei ähnlichen Erkrankungen hilft. Ich verknüpfe oder verändere vorhandene Erfahrungen und komme so auf einen neuen Weg.

Oder aber ich gehe ganz anders vor. Ich gehe zwar von Erfahrungtatsachen aus, diese ordne ich unter Begriffe, und die Begriffe ordne ich unter eine höhere Einheit: die Idee. Von dieser höchsten Einheit gehe ich dann rückwärts. - Sozusagen bewährt mit der Idee, mit der aus der Einheit abgeleiteten Heilidee, trete ich an die vorliegende Erscheinung oder an eine ganze Gruppe von Erscheinungen; und handelnd ist ein neues Prinzip geboren.

Wer einigermaßen gebildet ist, sieht, daß nur dieser dritte Weg »wissenschaftlich« ist. Es ist also ganz richtig, von wissenschaftlichem Handeln oder handelnder Wissenschaft zu sprechen. Man muß nur wissen, was darunter zu verstehen ist.

Exakt ist überhaupt das schlechteste Wort, was kurzsichtige Köpfe je geprägt haben, um so falscher, als die Präger bewiesen, daß sie selber dem Sinn des Wortes erkennend und handelnd fern waren.

Die handelnde Wissenschaft beweist sich einfach daraus, ob sie etwas taugt oder nicht, ob sie heilt oder nicht.

Das Krankenbett also ist ihr Prüfstein, der Erfolg.

Verwickelt liegen die Sachen. Was man auf ärztlichen Vereinsstiftungfesten oder Kongreßgelagen

aus gurgelnder Kehle als Wissenschaft leben läßt, oder was vielerorts in Kollegs dafür ausgegeben wird, hat nichts damit zu tun. Vor dem Richterstuhl der Vernunft, der Philosophie und Mathematik entpuppt es sich entweder als Empirie oder gar Technik, die von Wissenschaft durch tiefste Gräben getrennt ist, oder als Hypothesen, die eilfertig aus kleiner zusammengeraffter Schar von Empirismen zusammengepreßt, mit dem Stempel »Exakt« gesiegelt, um entweder bald vergessen zu werden oder von selbst auseinander zu fallen oder in wütendem Wettkampf auseinandergezaust zu werden.

So erklärt es sich, daß die Medizin die typische Geschichte menschlicher Irrtümer ist und ewig bleiben wird. Die Zahl der wahrhaft kritisch Erkennenden ist und bleibt allezeit beschränkt.

So erklärt es sich aber auch, daß nur der Arzt am Krankenbett schließlich über die medizinische Wissenschaft zu sprechen in der Lage ist. Denn wahre Wissenschaft ist nicht die alleinige Beherrschung der praktischen Vernunft mit ihrem Idealismus, sondern die Verbindung beider zur Kritik. Über diesen aber ist in der Medizin ohne Krankenbett nichts auszumachen.

So erklärt es sich aber auch, daß ich, obwohl ich die erste Weltumsegelung hinter mir habe und die zweite mit den vollsten Segeln der Verachtung begonnen habe, dennoch unbedingt für das Studium der Medizin die Wissenschaft, nicht nur das

Wissen fordern muß, und zwar in viel höherem Grade, als sie bisher gepflegt wird. Denn das jetzige Medizinstudium ist fast rein technisch. Der Examenskandidat braucht von der eigentlichen Wissenschaft so gut wie nichts zu wissen. Die Züchtung eines Bakteriums hat mit »Wissenschaft« nichts zu tun.

Unbedingte Skepsis der medizinischen Wissenschaft gegenüber muß überhaupt richtig verstanden werden. Denn es handelt sich nicht um eine Skepsis gegenüber der wissenschaftlichen Bestrebung als solcher, sondern um eine Skepsis gegenüber den Erfolgen, vor allem den Anmaßungen der jetzt Lehrenden und Lebenden.

Die Wissenschaft ist berechtigt und sogar unbedingt erforderlich innerhalb ihrer Grenzen; bleibt sie darin, so hat ihr gegenüber Skepsis gar keinen Raum. Skepsis hat zwei Berechtigungen:

1. dann, wenn die Wissenschaft die Grenzen überschreitet und zu schwärmen beginnt, und

2. dann, wenn man den angepriesenen Erfolg ohne weiteres hinnimmt aus Gründen, die ich hier nicht erörtern will.

Dann geht es dieser einzelnen Seite des Dreiecks gegenüber jedem Wissenden genau so wie bei der Kritik der reinen Vernunft. Man empfindet mit Faust oder erkennt die furchtbare Weisheit des Predigers Salomo, die über aller Erörterung steht.

So versteht man aber auch den Widerspruch, daß der Skeptiker in dem richtigen eben erörterten Sinne den unabweisbaren Drang empfindet, handelnd die

Grenzen der Erkenntnis zu überschreiten. Und so ist es kein Widerspruch, sondern eine Forderung und Folgerung der einzig richtigen, d. h. der verknüpfenden Logik, daß man immer weiter danach strebt, durch neue Heilmittel praktisch der Medizin beizukommen. So gebiert die weltverachtende Grundeinstellung auf der einen Seite die heilsame Skepsis (richtig verstanden!), auf der anderen Seite die sich immer wieder von neuem mühende, praktische Einstellung. Eines bedingt das andere. Polarität.

Gerade dadurch, daß man abgrundtief skeptisch wird, teils durch die Anmaßungen einer schwärmerischen Scheinwissenschaft, teils durch die Resultate der »Wissenschaft«, wird man fähig für neue Ideen im Handeln.

Die Antinomie, der Widerspruch, besteht nur in der kläglichen Sphäre der Einseitigkeit und löst sich logisch, spielend in der trächtigen Sphäre der Verknüpfung.

3.

Wir kommen überall in der Medizin immer wieder auf die Konstitution, und diese werden wir niemals erkennen.

Oder gehen wir auf einen einzelnen Fall ein. Der Mensch wird krank. Wir wissen, diese Krankheit ist im Grunde genommen immer noch Gesundheit, Regulierungbestrebung. Versuch, das alte Gleichgewicht wiederherzustellen, oder eine neue Gleichgewichtslage zu erreichen. Aber was bedeuten die Symptome?

Wir wissen es nicht. Welcher Art sind die Regulierungvorrichtungen? Geistvolle Hypothesen. Auf welche Weise werden sie in Bewegung gesetzt? Hypothesen. Auf welche Weise führen sie zum Gelingen? Hypothesen. Wie erklärt sich ihr Versagen? Hypothesen. Wie können wir sie unterstützen? Hypothesen. Wie greift der Erreger an? Hypothesen. Durch welche Mittel wird er unschädlich gemacht? Hypothesen.

Nirgends die Spur eines festen logischen mathematischen Bodens unter den Füßen. Hypothesensumpf, wobei man froh sein kann, wenn Hypothesenbrücken darüber hinwegführen. So ist der Einblick in das Wesen.

Ich habe hier das leichteste Beispiel gewählt. Nehmen wir gar die Krankheiten, die den Arzt tausendmal mehr beschäftigen, die Konstitutionkrankheiten, Diathesen, Asthenien, Anämien usw. usw., so schweigt das Laboratorium überhaupt, weil es in seiner Tiergebundenheit nicht mehr mit kann. Man sieht, wie wenig gerade das Laboratorium über die Wissenschaft zu urteilen berechtigt ist. Es schweigt aber auch die Klinik über das Wesen. Nichts als Hypothesen. Sie kann aufzeichnen, Aktenarbeit leisten, registrieren, Symptome vergleichen, einreihen, unterordnen, überordnen.

Aber sie kann eines, sie kann aus logischen Gedankenschlüssen oder aus der Erfahrung heraus handeln, unter Umständen helfen. Und das ist herrlich. Inwieweit das mit Wissenschaft verknüpft

sein kann, habe ich angedeutet; was aber davon Kunst ist, bleibt wiederum erst auszumachen.

4.

Und das führt auf die Kunst.

Die erste These muß lauten: Medizin ist keine reine Wissenschaft. Trotzdem müssen alle ihre Verfahren darauf hinauslaufen, sie zur Wissenschaft zu gestalten, oder es müssen alle Verfahren die ideelle Voraussetzung haben, als gäbe es eine medizinische Wissenschaft.

Die Gegensätzlichkeit alles Lebendigen löst sich im Handeln.

Die zweite These heißt: Medizin ist keine reine Kunst. Trotzdem muß sie von der Voraussetzung ausgehen, als könne sie reine Kunst erreichen.

Was ist Kunst?

Kunst ist die Fähigkeit, dort Anker zu werfen, wo die reine Erkenntnis Schiffbruch leidet; dort ja zu sagen, wo die reine Erkenntnis, wenn auch kein Nein, so doch ein »Ich-weiß-nicht« sieht; dort zu gestalten, wo die Erkenntnis keine Möglichkeit besitzt. Kunst heißt das Land beackern, dessen Grenzen die reine Vernunft als vorhanden, aber als jenseits der Erkennbarkeit bestimmt hat. Die reine Vernunft hat das Reich der Erkennbarkeit, das Reich der Erscheinungen abgegrenzt von dem andern Reich, das wir nicht mehr erkennen und bestimmen können. Von ihm können wir nur noch die Grenzen bestimmen und

können durch die Grenzabsteckung bestimmen, daß es da ist.

In diesem Lande herrscht der Künstler. Seine Kontrolle ist nicht mehr die Mathematik - die dient ihm nur zur Zügelung, nicht zur Klügelung. Sein Stab ist die Schau, das Gefühl, das Genie.

Intuition ist nichts anderes als eine wirkliche, gleichsam sachliche Erkenntnis. Und diese ist völlig unabhängig von Vorbildung, sie ist die eigentliche Angelegenheit des Genies. Nur sollte man nicht dadurch sein Genie beweisen wollen, daß man phantastische Gedankengänge zum besten gibt, sondern dadurch, daß man die selige Stunde der Empfängnis ehrt, indem man erst dann von ihr spricht, wenn man mit dem Mittel der Mathematik das Empfangene nachgeprüft und als richtig erwiesen hat.

Es hat gewaltige medizinische Künstler gegeben. Die schlimmsten Erscheinungen sind die, die keine Wissenschaftler sein können und sich nun frech den edeln Mantel der Kunst um ihre ärmlichen Schultern hängen.

Etwas von Kunst muß indessen in jedem wahren Arzt sein. Ebenso wie etwas von Wissenschaft.

Medizin ist eine Mischung aus Vielerlei. Etwas Wissenschaft, aber keine reine; etwas Kunst, aber keine alleinige; etwas Technik, aber auch beileibe keine alleinige.

Eine böse Mischung, die schuld ist an dem Tiefstand. Denn nur wenige können die Gespaltenheit

zur Einheit verbinden. Der reine Künstler schwärmt; der reine Wissenschaftler phantasiert; der reine Techniker stolpert. Es gibt nur eines, was die Gespaltenheit verbinden kann, ich meine im Handeln, denn schließlich ist eben alle medizinische, »handelnde« Wissenschaft. Und dies eine ist einigermaßen die Mathematik.

Wenn die unreinen Gespaltenheiten verbunden werden durch die Kraft der Mathematik, dann haben wir etwas anderes, als was wir sonst Wissenschaft nennen, dann haben wir vielleicht medizinische Wissenschaft. Vielleicht.

Dies erkannt, muß man aber auch als erste Forderung über die Hallen des Medizinstudiums schreiben: Hinaus mit allen, die nicht Mathematiker sind, wie Plato sagt: Keiner, der nicht Mathematiker ist, darf eintreten in diese Hallen des Mühens und in die (vielleicht!) des Wissens.

Das Wunder

I.

Lichter, Äpfel, bunte Kugeln, Schimmer von Gold und Silber schmücken den Wunderbaum.

Vom dritten Jahre an verstehen ihn die Kinder. Bis etwa zum siebenten, achten bleibt er Wunderbaum. Dann wird er Baum der Begehrnis.

Vier Jahre etwa bleibt er Wunderbaum. Da will das Kind nichts weiter als ihn, seinen Lichterglanz, seine Unwahrscheinlichkeit.

Dann fängt er an, Erinnerungmal zu werden an die wenigen echten Jahre des Menschenlebens, wo man noch ohne Vernunft ist. Es gilt der erste Blick dem Tische unter seinen Zweigen, wo die Geschenke liegen. Später ergießt sich der Schwall der hohen und hohlen Worte über ihn, und die Menschen zanken sich zur Zeit, wo er im Zimmer steht, nicht weniger als sonst und bleiben nicht weniger Menschen als sonst im Jahr.

Vier Jahre echtes Menschensein! Und die Erinnerung trägt durch das ganze Leben.

Dennoch: es ist ein umgehauener Baum, ein entleibtes Leben. Nur mit Wehmut kann ich ihn betrachten. Der abgebrochene Mistelzweig ist edler.

Unter des Baumes Zweigen und beleuchtet von seinem Lichterglanz vertilgt man selbst im Hause des Priesters Karpfen, Gänse, Enten, Puten und schwelgt in ihnen. Man tötet die Tiere zu des Festes Ehren, wie man dem Leben des edeln Baums ein Ende setzt.

Die Stimmung verlangt den Fichtenduft. Du trittst mit einer Kerze an den Zweig, hältst sie unter das Grün. Im Licht der Kerze leuchtet jede Nadel in tiefer Schönheit. Prasselnd, unwillig schlägt ihr Atem in die Flamme. Das Licht erlischt. Noch immer wehrt sich die frische harz- und öldurchtränkte Nadel gegen die neuentfachte Flamme. Dann hat man ihr den Odem des harzigen Öles ausgehaucht und es verglimmt, und grausam sterbend füllt es das Zimmer, drin die Menschen schmausen, mit Wohlgeruch, mit Waldgeruch, mit dem Geruch des Wunders und der Wunden.

Ja hier, hier ist das Wunder! Hier in der Nadel. In diesem Wunderding unter vielen Hunderttausenden von seinen Schwestern am selben Stamm. Die Wunden sind das Wunder.

Wie weit die Hände des Stammes greifen, wie er voll wonnesamer Harmonie trotz aller Eigenwilligkeit sich eint zur Pyramide, zum spitzen Kegel! Und gar das einzelne Nädelchen, das dies Gebilde reiner Pracht aufbauen hilft, das seinen Dienst am Ganzen tut, schlicht, keusch, rein, groß und schön.

Niemals trifft mich größere Schwermut, als wenn die Nadeln des Weihnachtbaums, in der trüben Luft des Zimmers gedörrt, vom Baume rascheln, des Balsams oder des Odems beraubt, des balsamischen Lebensodems ledig. Und nicht minder, als wenn die frischen, noch überlebenden, vom Odem des Balsams strotzenden, die grünen, sich wehrenden, der Kerzen-

flamme zum Opfer fallen, weil der Mensch den Duft gebratener Leichen durch dieses keusche Waldaroma betäuben oder auch beleben will.

Der Mensch muß morden, wenn er feiern will.

2.

Die Nadel des Weihnachtbaumes ist das Wunder.

Klein, dem unbewachten Auge unansehnlich als einziges Ding, ist sie für das bewachte Auge eine Welt von Wert und Weisheit.

Der feine Längsstrich teilt sie in zwei gleichschlanke Felder. Die einfache Schlankheit ist ihr noch nicht genug. Die feinen Nadeln doppelt gescheitelt, d. h. zu feinen Ordnungen geprägt, bei der Fichte; zu zweit gebunden zur langen, blauüberlaufenen Doppelnadel bei der Kiefer.

Kiefer. Wunder des Widerspruchs. Freibaum. Etwa zwanzig Jahre lang nach der Geburt das Vorbild wunderbarer Regel in wunderbarer Schönheit, das gültigste Symbol des einzigen, wahren Menschenwissens, des einzig Festen, Großen, Klaren - der Mathematik. Die jugendliche Kiefer - welch edleres, weil passenderes Symbol könnte sich je die Mathematik erkiesen? Dann kommt der Eigenwille. Die Zweige sträuben sich, ein anderer Wille gewinnt die Überhand, und siehe - die alte Kiefer wird Symbol, höchstes Symbol der Schönheit, die unüberblickbar ist in ihrer Unregelmäßigkeit.

Leben! Wo reizt das Tiefere? Beim Menschen? Wo

unter Hundert soviel Dummköpfe und soviel Schlechte sind? Oder bei der Pflanze, wo sich in schlichter Edelkeit Gebilde an Gebilde anfügt und dem Gesetz getreu das Ganze formt? Oder bei dem Tier, das dem Typus getreu den Lauf vollendet? Dem Weisen wird die Wahl nicht schwer. Bei der Pflanze ist das Häßliche die Ausnahme; beim Menschen das Echte.

Das Wunder liegt in jedem Blatt, das seine Pflicht tut, das sich dem Licht entgegenbreitet, liegt in dem Blütenbecher, wo die Millionen Goldpollen quellen, um den keuschüberhauchten Stempel nach dem ewigen Gesetze der holden Pflicht zu überflimmern. Wer in diese Wunderwelt noch niemals mit bewehrtem Auge sah, weiß nichts von Wunder.

3.

Und immer ist alles neu und jedes anders. Das strotzende Geranium, der wuchernde Heliotrop, die rankende Kresse mit dem Blattschild, wachsen in die Unendlichkeit - doch nur ein Bruchteil eines Grades Frost, und hin ist alle Lebenskraft. Das zarte Schneeglöckchen, die saftstrotzende Hyazinthe, das Holdeste des holden Frühlings: der keusche Glutkelch des Krokus - sie trotzen lächelnd dem stärksten Frost. Sie frieren, aber brechen nicht. Da sitzt das Wunder.

Und die vielen Herbstgedichte der armen Dichter, die den lustigen Blätterfall mit den traurigen Farben des Todes malen und an dem großen Bilde des ewigen Lebens und des ewigen Wandelns vorübersehen,

um ihre eigne, karge, arme Todesangst zu schildern - sie wären nicht mehr möglich, bestünden unsere Wälder und Gärten nur aus immergrünen Bäumen. Mein Garten ist immergrün, mein seelischer und leiblicher. Ein Herbstlied nach der Dichter Art ist darin ganz unmöglich. Die unbrauchbar gewordenen Nadeln und Blätter werden abgestoßen zu ihrer Zeit, doch das Grün bleibt. Der törichte Singsang der gestorbenen Blätter wandelt sich in das ewige Lied der ewigen Wandlung.

Wo ist das Wunder? Darin, wie sich zwei Menschen lieben? Wie sie sich hassen? Darin, wie Menschen handeln? Nein. Das ist ein Spiel des Schicksals oder ein Vertreib der Zeit. Auch viele, vielleicht die meiste Wissenschaft ist Zeitvertreib der Müßigen. Denk nur an die vielen unnützen Bücher »über«. Das Rätsel und das Wunder ist allein das Leben.

Das Leben steht jenseits der Lösbarkeit. Dazu gehören neue Sinne. Vielleicht kommt ein Phantast und sagt uns, daß in einiger Zeit die Menschen neue Sinne haben werden. Vorher aber ist Leben nie zu lösen.

Hier sitzt das Wunder. Wir sehen es, doch können es nicht deuten. Was sind die Handlungen eines Menschen, selbst eines auserlesenen, wie Akbar oder Napoleon, gegen ein Blatt, gegen die schlanke Nadel an dem Weihnachtbaum? Die Handlungen sind zu deuten; diese nie. Dies kleine Blatt schafft im unzähligen Verbande mit den Wurzeln in der Tiefe ge-

meinsame Arbeit. Mit den Wurzeln? Nein, mit dem Bakterienkleide, das die Wurzeln umhüllt, mit den fremden Genossen seiner Lebensgemeinschaft.

Der Dichter sollte dort weilen, wo das Rätsel weilt. Nicht um das zu deuten. Das vermag er nicht. Doch um umzudeuten, anzudeuten, auszudeuten.

Ob er vom Lebenswunder mehr faßt oder ahnt oder andeutet als der Gelehrte, ist gleichgültig. Aber der Künstler - ja, der Künstler trauert, wenn die tausend Nadeln des Waldesbaumes in der stickigen Stube seiner Menschlichkeit, balsamentseelt zu Boden fallen, wenn die Lebenswürze der grünen Nadel das Opfer der zerstörenden Flamme wird.

Er trauert und weiß sich höhere Feier. Staunend nimmt er die kleine, schlanke, grüne, nadelhafte Einzelheit, die einen Wald schafft, wiegt sie in seiner Hand und sinnt und sinnt.

Schnee

Es schneite. Langsam rieselten die Flocken und deckten Steige und Rasen. Die Buxe seufzten unter der weißen Last.

Er stand am Fenster seines Arbeitzimmers, das in seinen Garten führte. Sein Zimmer, sein Haus, sein Garten. Erworben durch die Inanspruchnahme seiner Instrumente: Hirn und Willen.

Ein leichter Schwindel, der in letzter Zeit sich öfter an ihn schlich, heimlich wie Katzenschlich auf weichem Schneeland, ließ seine Hand den Griff des Fensterkreuzes suchen. Die Stirn drückte sich an die Scheiben.

Unwirklich alles. Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft waren ohne Grenze, verschneit wie die Grenzen der Gartenwege, wie die Beete, wie die geschaffenen Ordnungen.

Was wollte er doch? Ja, den Vögeln zuschauen. An einem Baume hing die Futterhütte. Ihr weißes Borkendach trug eine dicke weiße Haube. Ein Fichtenbäumchen hatte einen schneefreien Kranz um seinen Fuß ausgespart. Köstliches Bild, wie die beschwingten Gäste ins Häuschen oder unter das Bäumchen huschten und die Sonnenblumenkerne, von ihm für sie gezüchtete, an Ort und Stelle oder im nahen Rosenbusch, der noch immer seine braungrünen Blätter trug, aufpickten. Lärm machten eigentlich nur die Spatzen; die andern huschten lautlos. An vierzig Tierlein etwa. Spatzen, Buchfinken, die plumpen Grün-

finken, lässige Kohlmeisen, schillernde Blaumeisen, listige Tannenmeisen. Das waren die Besucher. Nur zuweilen steckte der Kleiber seinen kecken Schnabel in das Häuschen und lief behende den Stamm nach abwärts. Ein allerliebstes Bürschlein, halb Specht, halb Meise, Kobold und gar schön in seinem blaugrauen Gewande. Und plötzlich ein Spatz in Doppelformat, doch mit vierfachem Schnabel, ein täppischer, gutmütiger Bursche mit schönen roten Farben: ein Kirschkernbeißer. Bergfinken standen in diesem Jahr noch aus. Die Kälte war noch nicht stark genug.

Der Garten stieß an Gärten. Nichts von Stadt. Ein Dorfbild, ein Dorfplatz mitten in der Großstadt. Aber - aus eigener Kraft erworben, nur mit der eigenen Kraft - zu halten. Halten! Weg die Gedanken! Dorfbild, Dorfstimmung. Vor einer Woche hatte er seinen Vater begraben. Mit Schlitten war man von der Bahn zum Dorf gefahren. Großes Begräbnis. Vierzig Jahre hatte der Mann in der Gemeinde als Prediger gewirkt, ehrlich von sich aus, treu wie er es meinte. Die Gemeinde hatte ihn durch einen Begräbnisplatz geehrt, wie ihn kein Fürst so schön hat: ein ausgesparter Platz zwischen Hauptschiff und Seitenschiff der alten Feldsteinkirche. Weit reicht von dort der Blick in die fruchtbare Ebene der Mark, weg über die Stille des Dorfes.

Auch einer, Friedrich Theodor Vischer, wie heißt es doch, das Schneegedicht, das plötzlich aufsteigt? Wort für Wort steigt auf. Es gibt kein schöneres

Schneegedicht. Es packt, ja, leider rührt es. »Kommt alle, kommt, ein liebeselig Kind will Euch in seine treuen Arme schließen.« Hinweg mit dieser Stimmung! Kindheit, hinweg! Nur keine Weichheit! Das Leben will's, daß du in Rüstung gehst, sang er ja selber einmal. Hinweg mit Dorf! Laß die Toten ihre Toten begraben. Leben heißt Gegenwart, heischt Gegenwart. Nein, auch das nicht. Leben heißt Zukunft, heischt Zukunft.

Kann sein Geist nicht einen kleinen Augenblick Feier halten? Immer statt Feier Feuer. Ist es sein Schicksal, sich zu verbrennen?

Halt, an den Vögeln wollte er sich freuen. Noch haßte er die Menschen nicht. Aber er stand dicht, ganz dicht davor. Noch half er sich damit, durch sie hindurchzusehen und durch sie hindurchzugehen. Wie Röntgenstrahlen durch Holz gehen, so sieht der Weise durch die Menschen. Aber geht er auch so hindurch, kann er so durch sie hindurchgehen? Wieder steigen die Fragen auf, nein fliegen herbei, fliegen weg, just wie die Vöglein, aber ohne Samenkörner zu erhaschen.

Selbst der Weiseste, der Beste lebt umsonst. Von allem, was gesagt wird, ist neunundneunzig von hundert Geschwätz.

Halt! Ja, die Vögel. Sieh nur! das liebliche Bild. Aber Zank? Streit? Kampf? Wahrlich. Da sitzen zwei starke Grünfinken im Häuschen und beißen jeden Kömmling hinaus. Mit spitzem Schnabel stoßen sie auf die Anfliegenden. Das Gefieder sträubt sich.

Futterneid! Und sind doch so viel Körner da: für Hunderte von Tieren reichlich. Ja, über die Abwehr vergessen sie das eigene Futter. Von einem Teil des Häusleins, des kornüberladenen, stoßen sie zum entlegensten, wenn nur ein anderer Gast sich zeigt. So etwas sollte man doch kennen. Doch so was, dachte er, sei nur bei Teufeln und bei Menschen Sitte.

Nun gelingt es einigen Vögeln einzudringen. Die schnellen Meisen erhaschen sich im Flug ein Korn. Der schlaue Kleiber wartet, wenn die anderen durchs Gefecht gefesselt sind, und flugs hat er den begehrten Samen, den die Streitenden in Ruhe genießen könnten. Die meisten Vögel aber sammeln sich am Boden unter dem Häuslein. Der Futterneid da oben ist ihnen sehr willkommen, denn links und rechts stäuben die Samen aus dem Häuschen, von den Flügelschlägen der Kämpfenden hinausgefegt. Zwei, vier streiten sich da oben, beißen sich - und dreißig bis vierzig sättigen sich unten von der Nahrung, die beim Streit hinausstiebt.

Noch haßte er die Menschen nicht. Hatte er ein Recht, sie zu verachten? Da waren doch die vielen, die ihn liebten. Aber er sollte immer helfen. Wer hatte ihm je geholfen? Zwei vielleicht. Mehr sicher nicht. Sonst hatte er allein gewirkt. Oder war da ein anderes, in dessen Dienst er sich gestellt? Hatte dieses große Nieerfaßte ein Interesse daran, den einzelnen je zu erfassen?

Die Vögel draußen. Er liebte die Tiere und die

Pflanzen. Fast leidenschaftlich - aber ganz nur die einen dieser Dreiheit, die, die es ganz verdienen, die Pflanzen, dies heilige Symbol der holden Pflicht, der edeln Einfalt, der wunderbaren Wandlung.

»Die Pflanze hat den Schmutz, darauf sie stand,
Mit steter Mühe
Gewandelt in das leuchtende Gewand
Heiliger Frühe.«

Schon recht, aber das rohe, schmutzige Klima seiner Heimat - drei, vier Monate gönnt es kaum, dem Segen, den die Pflanze gibt, zu lauschen. Auch das noch meist unter trübem, mißfarbenem Himmel. Der Rest ist Sehnsucht.

Das Tier, das Kind haben die Reinheit nicht. Das Böse ist verwurzelt mit dem Leben. So lehrte ja einer der kühnsten aller Deutschen. Sieh, wie die Vögel wieder zanken! Diesmal sind es die auf der Erde und die unterm Fichtenbaum. Doch seltsam! Nicht Spatz gegen Buchfink oder Buchfink gegen Meise - das ließe sich verstehen. Verstehen - armes Wort. Warum verbünden sich die Stämme nicht? Im Gegenteil. Der Spatz läßt den Buchfinken ungeschoren. Und umgekehrt. Aber Buchfink gegen Buchfink, Grünfink gegen Grünfink, Meise gegen Meise. Wie lächerlich! Die Spuren der Kämpfenden drücken sich in den Schnee. Zwar der Kampf ist nicht so wild wie in dem Häuschen. Der eine jagt nur den anderen von der Futterstelle weg. Es sieht mehr aus als: »Erst

ich«, nicht wie: »Lieber will ich selbst verhungern, wenn du nur nichts bekommst.«

Wie war das nur? Wegen seines hellen Lachens war er früher bekannt. Die Frauen liebten seine sonnigen Augen. Noch jetzt, wo sie umschattet und umdüstert waren, sprach man davon in tuschelnder Umkehrung. Aus jedem Bedingten sog er einst das Unbedingte, aus jedem Unbedeutenden das Bedeutende, vielleicht das dichterisch einzig Bedeutende: Humor. Doch hinab mit der Vergangenheit! Das war ja alles tot, getötet durch die Bruderhände. Laß es tot sein!

Gab es auf diesen Eisgefilden für ihn noch Dichtung? Gewiß, die höchste! In der Gletscherwelt jenseits der Erscheinungen. Oder im Äther. Mit moderner Technik ein Flugzeug steuern in das Land der Unermeßlichkeiten.

Schon wieder die Vergangenheit? Der Krieg? Fleckfieber. Sein Freund, der wenigen Edeln einer, war dran gestorben, einundvierzigjährig. Wer über fünfunddreißig ist, stirbt dran. Und er war siebenunddreißig. Doch sein Körper, gewöhnt an wilde, tolle Überanstrengungen, siegte. Das Nachspiel kam. Es warf ihn vier Monate lang in den Rollstuhl. Vier Monate sah er kein Bett. Und zwei Jahre warf es den Beweglichen an den Stock. Der Staat? Er konnte froh sein, die dreihundert Mark Monatsgehalt weiter zu bekommen. Als es zuviel der Monate ward, wurde Gehalt gestrichen. Die unabkömmlich im Kriege gewesen waren, müßten das Vier- und Fünffache be-

ziehen. Die Wortgilde hat in Deutschland die Wertgarde längst ersetzt. Er aber, der Kriegsteilnehmer, wurde von Schweden, Amerikanern, Engländern vor dem Hungertod gerettet. Das waren sogar Kollegen.

Ein schönes Schneebild. Erinnerung anders, als Vischer einst durchs Fenster sah. Ja, Vischer lebte sicher, konnte anders sehen. Vischer hatte die Sicherung, ruhige Stellung; kein Blick ins grauenvolle Angesicht des Nichts. -

Doch er genas. Man hatte damit gerechnet, den Unbequemen loszuwerden. Gesichter wurden lang. Was Schicksalshand nicht konnte, vielleicht konnte es Menschenhand? Zumal er als Künstler mit der Seele drüben stand, wo er die Fahnen der Freiheit wehend wähnte. Ein herrliches Angriffsfeld. Die Praxis war an die Unabkömmlichen verlorengegangen. Er baute sich unter wüsten Körperqualen eine neue auf. Ein Deuten begann, ein Deuteln, ein Achselzucken, Deutscheln. Alles im Halbdunkel, im Gemunkel, ehrengerichtlich nicht zu fassen, gerichtlich gar nicht.

Versuchung kam von drüben, von den Unzufriedenen der Wissenschaft. Er widerstand. Er blieb der echten Wissenschaft getreu. Der echten, die ach, selbst in der Akademie, so wenig Fechter hat.

Manch Wort erschien, das ihn als Dichter pries, als Menschen, als Wissenschaftler. Aber man ärgerte sich dran. Dann ein Artikel im deutschfeindlichen Ausland von einem Franzosenfreunde. Der glaubte in

ihm, dem Heimatprediger, die Deutschen am besten treffen zu können. Und die Deutschen jubilierten! Man ließ in der Heimat den Artikel gegen den Heimatkämpfer vervielfältigen, sparte keine Kosten an Geld und Zeit und Worten, und reichte ihn von Hand zu Hand, während er als reiner Tor den Sinn für neue Heimatkunst und Heimatwerte zu wecken suchte. Erst hinterher erfuhr er diese edle Tat.

Spottlieder kamen, Haupttrumpf war ein Kongreßkonzil. Spiel mit vorher verteilten Rollen. Nobles Spiel, doch wohl nur in der Besetzung: Geheimrätliche Spieler. Der »Volksfreund« sollte büßen. Das Volk, wie immer, sah teilnahmlos und stumpf dem Spiele zu. Keine Hand bewegte sich für ihn!

Da straffte sich sein Wille, mitten in schwerer Krankheit. Und - er gewann das Spiel. Er focht für Sache, nicht für Mache.

Er wuchs, wuchs schnell, vor allem innerlich. Ein Wurf. Es war nicht mehr zu leugnen, er saß im Sattel. Trotz Gekläffes. Seine Universalität ward den wenigen, die ernst sind, zum Problem. Ihm wurde Liebe genau so viel wie Haß der Stammgenossen. Reinblütiger Arier, wurde er am besten von den »Anderen« verstanden.

Er sollte Führer werden. Er lehnte ab. Es gab große Verlockungen. Vielleicht war seine Weigerung töricht. Denn seine Zukunft? Da waren andere seiner Zunft, die saßen in auskömmlichen Stellen, die brauchten sich nicht zu verbrennen.

Er starrte auf das Schneebild. Wie die Tierlein flogen! Die Lebensgier war ihre Peitsche. Korn für Korn. Nicht genug konnte sich ihr Trieb tun, ein unaufhörlich Picken. Grauenhaft, dieser Trieb, der unersättliche.

Wirklich? Sind das nicht dieselben Tierlein, die ungefüttert mit ein paar Beerlein, die dem Scheingrab des Schnees entgingen, ihr zitterndes Leben fristeten? Sie, mit ihren einundvierzig Grad Blutwärme, die so schwer im Walten der Schneezeit zu erhalten ist. Und trägt ein einziges ein Korn beiseite? Zwar unter steter Angst - wie die furchtsamen Äuglein zittern, glotzen, spähen zwischen jedem Schnabelhieb! - zwar unter steter Vorsicht - oh, namenlose Angst der Kreatur vor jenem Furchtbaren, das Leben heißt, und das doch so erstrebt wird! - picken sie Korn für Korn. Sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen. Trotz ihrer fürchterlichen Lebensangst - sie überlassen sich der Führung, der Führung, die vielleicht mit Ewigkeit verschwistert oder der Ewigkeit verpflichtet ist.

Eine selten gewordene, seltsame Rührung lehnt sich an seinen Geist. Rührung bei ihm, der im Land der Gletscher seine Hütten baute! Aber, sie war nicht wegzudisputieren.

Sicherung für die Zukunft! Wer sie hatte! Ein junges Leben, überarbeitet, ruhebedürftig, zwar immer noch saftstrotzig, krafttrotzig.

Sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheu-

nen. Aber sie säen auch nicht. Wir aber sind zum Säen da. Wir sollen säen. Es ging ein Sämann aus, zu säen.

Doch diese Perioden im Menschenleben! Wer sie verstünde! Oder ist Periode nur Polarität? Wie war es doch in diesem Jahr? Man hatte ihn gefeiert. Er wußte, daß er nach dem Gesetz der Polarität es büßen mußte. Im Ausland war er als Wissenschaftler gefeiert, im Inland als Dichter. Wie nun? Der Neid der Götter ist eine der richtigsten Naturbetrachtungen. Er ist Naturgesetz. Weil die Natur Polarität ist.

Da hatte man auch sein Los sichern wollen. Majoritätsantrag. Schwache Majorität. Doch immerhin Majorität. Die Behörde hätte es leicht gehabt. Aber die Minorität verzichtete auf den Schlaf der Nacht, sie arbeitete fieberhaft und siegte. Was brauchte er Unterstützung. Und zum Dichten hatte ihn niemand aufgefordert. Heimat? Was Heimat! In einer Nummer, ihm zu Ehren gewidmet, stand zwar: »Er hat das Größte getan, was man für seinen irdischen Wohnsitz tun kann; er hat den Begriff Heimat über die Lokalhätschelei der Heimatkunst in die Sphäre des Weltbürgertums erhoben!« Wer so dumm war, und für die Heimat schaffte, mochte selber zusehen! Es gab andere, Gegner der Heimat, die müssen gewonnen werden.

Seine alten biederen Stammgenossen bekamen neues Öl auf ihre Freudenlampe. Er bekam heftige Gallen-

steinkoliken, auch eine ausgemachte Kriegserinnerung, die ihn wochenlang aufs Schmerzenlager warfen, ihn ... stillegten, ihn ... ausschalteten. Zudem sind sie gottlob gefährlich, lebensgefährlich. Dann schlich so manches andere. So vieles, er wußte es. Geldsorgen, andere Sorgen. Es mußte sich alles entladen nach dem Gesetz der Pole. Aber soll man aufs Plus verzichten, bloß um das Minus zu vermeiden und leben wie der stumpfe Massenmensch? Dieselbe Menge Feinde fordert dieselbe Menge Freunde.

Schicksal gibt es nur wegen der irrationalen Gleichung zwischen Gott und Teufel. Aber doch ist sie rational. Die Eins ist die Vollendung; die Zwei ist Auseinanderfall.

Sie sammeln nicht in die Scheunen. Dies Wort ist Geste ohne Inhalt. Tröstlich für weltenthobene Augenblicke. Kein Christ ist ihm jemals gefolgt. Das Oberhaupt der Christen wohnt im Palastgewirr, genau wie der Dalai Lama, der Nachfolger des Asketen Gautama. Was soll das Wort dann uns? Schall. Haschen nach Wind.

Alles bedeckt der Schnee. Gleichmäßig hüllt die Decke.

Aber da ist das Andere, das Größte. Ja, wer kennt denn dieses größte Labsal? Die menschgemachten Worten und Systemen nachjagen, über schlechte Rechte grübeln, was wissen die! Die an Menschensatzung glauben, Konzilbeschlüsse, Majoritätbeschlüsse - was wissen die vom Weben der Natur!

Wege gehen, die vorher nie ein Mensch gegangen, Wesen finden, die vorher nie ein anderer sah, Äußerungen finden, die vorher nie ein anderer merkte, die Zelle, die lebendige, zu Äußerungen treiben, zu denen nie ein anderer vorher sie zu treiben fähig war!

Ist das nicht höher als alle Poeterei? Ja, wahrlich! Der Künstler folgt der eigenen Phantasie und läßt sich von dem Höchsten zügeln: der Mathematik, sofern er wahrer Mensch ist; der Forscher folgt der grandioseren Phantasie, folgt der Phantasie, der größten aller Phantasien, der Natur, und läßt sich zügeln von der Mathematik.

Weg dafür alle Poeterei. Alles weg dafür!

Wie unbarmherzig der Schnee sich breitet, weiß, hüllend, und doch so fordernd! Es ist so rein da draußen. Vorübergehend zwar. Doch es ist rein, ganz rein. Und dies da drinnen? Eitelkeit? Prüft er sich recht? Nein, es ist höchstes Schöpfertum, ist Schöpferjauchzen!

Aber er sagt ja selber: es gibt kein Dringen in die Tiefe, nur in die Breite. Das Wesen des Lebens ist uns ewig verschlossen. Er ist ja Mathematiker und weiß das. Und dennoch! Ist's auch nur Breitenwachstum - wo gibt es denn ein Höheres? Hier ist das Leben, wenigstens für den Begabten, lebenswert. Pfade sehen, die vorher nie ein anderer ging, die Zelle, den Zellverband, das Organon, den Organismus zu Taten treiben, die ein anderer niemals kannte - Himmel und Hölle! Höchstes Schöpfertum, die letzte, höchste

Seligkeit! Weg dafür alles andere. Goethe sah Neues in der Natur, aber er zwang sie nicht zu Neuem, er war nicht Experimentator. Wonne der Schöpferkraft, Gott - nein, Gottheit- - nein Naturähnlichkeit!

Rein blinkt der Schnee, glitzernd, blendend. Die bunten Vögel heben sich schwarz von ihm ab. Kaum, daß der Buchfink von dem Spatz zu unterscheiden ist.

Ja, Schöpferkraft! Aber anstatt sie auszukosten - ein paar Stunden, ruft schon der Hunger und fordert Brot für den Unterhalt. Während die Augen in das Große spähen, rechnet der Verstand schon nach, wo er in einer Stunde sein muß, um einen Zehnmarkschein zu verdienen. Wege, verlorene Stunden nur für Wege. Acht Stunden arbeiten, sei's mit der Karre. Aber die anderen zehn zur freien Verfügung. Vom Dienste der acht Stunden leben können. Und ist der Dienst gar allerhöchster Dienst, der Dienst am Webstuhl der Natur, trotz aller Skepsis dem Menschsein gegenüber, es ist ein heiliger Dienst, besser gesagt, ein heiligender Dienst - einer, der heiligen kann ...

Verdienen müssen! Rechnen um den Unterhalt, wenn die größten Rechnungen der kühlen Rechenkunst sich schließen zum Gebäude, zum Gesetz, zu neuer Prägung -. Die Stunden zählen müssen, wenn die Natur die Zahllosigkeit der Wunder offenbaren will, die sie beherrscht, behütet.

Ein Herr Geheimrat lacht höhnisch. Er hört dies Lachen, wie er auf den Schnee starrt, er selber, unerbittlich wie der Schnee. Wer drängt ihn denn zu

dichten? Wer drängt ihn denn zu forschen? Goethe - vergangene Zeiten. Was brauchte der alte Dichter Staatsminister zu sein, was brauchte der alte Minister zu dichten? Gar zu forschen! Und über Heimat redeten soviel andere. Zwar stand da das böse Wort: Er hat das Höchste getan, was man für seinen irdischen Wohnsitz tun kann. Aber was braucht er ein Schöpfer zu sein? Der Staat braucht Bürger. Geistigkeit ist Luxus. Es gab ja soviel öffentlich dazu Bestellte, die die geforderte Karriere befördert brav erledigt hatten. Die lästigen Ausnahmen! Mit Schnee bedecken, die weiße Totendecke breiten ist lohnendes Gewerbe. Und wenn die Sonne darauf scheint, dann glitzert sie noch schön, die liebevoll gebreitete weiße Hülle. Dann haben wir das Bild des Friedens.

Er rechnete. Den Rest der Tage in den Dienst des einzigen Wissens stellen, der Mathematik und in die Kraft des höchsten Schöpfertums, des unausschöpfbaren Lebens - weg dafür alles andere! - Höchstes Schöpfertum! Dem Leben leben! Aber wovon leben?

Und die anderen, die ihn verlangten?

Sie ernten nicht, sie säen nicht - Leben ist Trug. Nein, nicht! Leben ist allzeit wahr. Der Mensch trügt und betrügt und lügt.

Noch haßte er das Leben nicht. Nein, nie wird er es hassen. Und Menschen sind ja nicht Leben. Sind formgewordene Lüge.

Sie säen nicht, die Vögel draußen. Sie sterben, wenn der Schnee kommt und nicht irgendwoher

Hilfe naht. Sterben in Angst. Nicht ruhig, wie die Schwätzer sagen. Schneeflocken fallen, dick, dicht, unwirtlich und unwirklich.

Ein Piepen, Flattern: Vierzig Vögel heben sich mit Warnruf in die Luft. Eine Katze schleicht aus dem Nachbargarten, springt vergebens. Daß er den Mörder darin töten könnte! Die Katzenfalle oder die verbotene Pistole. Aber war er ein Richter?? - Wie die Spur im Schnee feststak! Der Weg der bösen Absicht! War er ein Richter? Die Spur schuf Unbehaglichkeit, Unheimlichkeit. Ja, ja, so schleichen sie einen an. Wegfliegen wie die Vögel wäre das Beste. Zwei größte Menschen nahmen die Vögel zu Sinnbildern. Der eine träumte schön; der andere wußte klar. Der zweite sprach: Wie der Vogel nur mit der Last der Federn belastet in die Lüfte fliegt, so fliegt der Weise in die Unermeßlichkeit, durch nichts gebunden.

Aber man hat Haus, Namen, Kreis, Wirkung. Weshalb hatte er denn unterschrieben? Und sechs Verträge kurz nacheinander. War es die Katzenspur im Schnee? Sechs wissenschaftliche Verpflichtungen für das nächste Jahr, sechs wissenschaftliche Bücher. Nun, es gab lange Nächte, es gab Vergnügungen und Sitzungen ohne Wert und Gehalt, Zusammenkünfte ohne Sinn und Sicht. Man konnte viel sparen an Zeit, man konnte viel Vergeudung vermeiden. Aber wenn das Instrument da oben versagte? Wenn der Schwindel häufiger an ihn kroch, - immer häufiger? Mit leisen Sohlen schleichend und mit schlüpfriger

Schweißhand ihn betastend? Und wenn der Takt des Herzens weiter so häufig ohne den wundervollen Rhythmus sprang, den Rhythmus, dem sich nichts in der Welt an Melodie vergleichen könnte?

Stoppen des Motors. Nur eine kurze Zeit - ein glatter Bankerott in hochgehobener Geistigkeit.

Die Katzenspur vertieft sich. Dunkelblau, schwarz waren die Eindrücke der schleichenden Bestie, der unhörbaren im klangschwächenden Schnee.

Doch weglos ist das Grübeln. Verwirrt ihn so der Schnee, der alle Wege hüllt? Die Schuld nur bei den anderen suchen? Pfui! Wären sie seine Freunde, würde er sich schämen müssen. Die Welt ist eine Welt der Schufte, so klang es ja durch alle seine letzten Bücher; es war der Kehrreim der Weltgeschichte. - Nein! Aber lag die Schuld bei ihm? Warum der Trieb zum Ganzen, warum der Drang zu der Gestaltung, beides verbunden durch die lustmordende Kraft der Mathematik? - Ach, alle, die die letzte Frage fragen müssen, verbrennen an der innern Not, am eigenen Feuer und am Schweigen aller Welten. Und die Menschen nennen die Einsamen hochmütig, eitel, schroff, grausam, kalt. Alle verbrennen an der Welt und sich. Nur wer sich vorher selbst verbrennt, hat Ewigkeit. Buddha und Dschingis Chan sind nur die beiden größten Pole, drin sich das Leben auf der Erde auswirkt. So oder so, verbrennen mußten beide an ihrer Weltherrschaft und Weltherrenkraft. Zwischen beiden Polen schwankt der -

Wer ist berufen? Was soll das Wort, das soviel Unrast anfacht? Und das Ende, sagt die eisklare Kraft des Mathematikers, ist stets dasselbe. Nur die Blinden und Phantasten, die Feigen kennen Glück; dem Wissenden ist alles Leid. Leid ist aller Weisheit Ende. Oder, wie selbst die Bibel weiß, es ist alles ganz eitel. Wie sich die meisten herumdrücken um den Prediger Salomo! Die polternden Propheten, die uns nichts mehr zu sagen haben, seitdem wir die unendlich tieferen Auseinandersetzungen des Ostens mit der Gottheit kennen, passen ihnen freilich besser als die Endweisheit des Predigers: das Menschheitwissen, der Blick ins Nichts, ins weite Schneegefilde, ins ewige Schweigen. -

Da lag sein Drama. Jeder der wenigen, die Urteil hatten, hatte es gepriesen als Offenbarung einer neuen Gattung, neuen Artung. Jetzt lag's bestaubt. Die Bühnen wagten nicht. Probleme zu tief für die zahlreichen, die reich sind nur durch Zahl. Weg das Drama!

Da war ein Brief. Seine Lebensgeschichte. Ihm Leidensgeschichte. Enthüllungen, gierig erwartete. Die volle Wahrheit. Enthüllungen des Treibens in der Wissenschaft. Erschütterungen großen Stils, von ihm im hohen Stil geschrieben. Ein Zornlied. Der echte Niedersachse weint vor Leidenschaft. Wer kennt uns denn? Luther, Bismarck! Sie heulten vor Leidenschaft zur - Wahrheit. Das Unrecht leiden ließe sich ertragen. Aber die Rechtsverletzungen der Wahrheit! Wie er den Michael Kohlhaas verstand!

Was schwingt da draußen um die Katzenspur? Wird sie zu einem Worte, einem Spruch? »Und er führte ihn auf einen hohen Berg« - Nein, weg den Spruch, er paßt nicht. Er hatte recht, hatte mehr: Berechtigung. »Alle Sünde wird vergeben, nur nicht die -« Weg auch den Spruch! Wer solches im Vaterland erlebte, hatte die Pflicht zu sprechen.

Weich macht der Schnee. Ja, läge er immer hier wie auf den Höhen! Dann wäre das Begrenzte, Abgeteilte, Gemeine nicht, was er für kurze Zeit verhüllt. In unseren Breiten schmilzt der Schnee. Dort oben ist er Befreier; bei uns nur Lügner. Wir wissen, daß er Eingegleistes deckt, zuweilen auch ein weniges Geleistetes. Eines Tages weicht die Einheit, die dort oben auf den Höhen Wahrheit ist, unten bei uns dem Truge dient, der selbstgewollten Teilung der Auseinandertretung.

Wer im sicheren Besitze wirkt, hat es gar leicht, geklärt zu sein. Geld und Gut macht Mut, wußte schon Jesus Sirach. Man schwätzt so viel. Das Einfachste und Notwendigste wird übergangen. Sicherheit, Besitz!

In Rüstung gehen! Sei gefühllos! sagte Goethe und siegte, siegte nur durch diesen Wahlspruch. Er hatte ein Recht, den Schnee zu schmelzen, den Stolz, der alles trug, von sich zu tun und alle die Narben zu zeigen, die Wunden, die zum Teil noch eiterten. Hinweg den Stolz! Die Wahrheit her!

Wahrheit. Wie war es doch? Wir verbrennen alle

an derselben Not, oder vereisen alle. Sich selbst verbrennen? Die einzige Lösung für den Wissenden. Handeln. Am Pluspol handeln, heißt entsagen; am Minuspol, heißt handeln, stürmen. „Auch das Himmelreich wird gestürmt. Und nur Stürmer reißen es an sich." Aber auch sie verbrennen oder vereisen. Menschheitnot. Ewiges Schweigen.

Der Zukunft leben. Ja, nur ihr. Doch auch an ihr werden wir alle, die wir die ewige Frage im Blute stürmen hören, vereisen. Oder verbrennen. Vielleicht ist das Vereisen höherer Grad des Wissens. Der einzige Vorteil. Künftig vereisen, statt wie die Väter zu verbrennen. -

Da stürmt sein Kind ins Zimmer. Es ist sein einziges. Strohgelbhaarig, hellgrauen Auges, edelschädlig wie ägyptische Prinzessinnen.

»Vadding, die Hyazinthen! Wir haben sie ja ganz vergessen, weißt doch, wir pflanzten sie im Herbst in Töpfe, auf der Rumpelkammer, denk dir, die eine hat die Tüte weit weggeworfen und blüht. Denk dir, in meiner Lieblingsfarbe.«

Er nimmt die Aufgeregte auf den Arm. Der Vorsatz zu unterschreiben ist vergessen. Rosenfarbene Lichter legen sich auf den Schnee, Wolkenrückstrahlungen, so weiß er. Sie streiten mit den harten blauen Farben. Alles optisch erklärlich. Die Dichterlinge machen ein Getue darum, als wäre es etwas von Bedeutung. Nichts ist es. Nur schön ist es. Und nichts weiter sollte ein Dichter sagen. Einfluß hat nie

das Außen. Nur das Innen. Das springt ihm durchs Gehirn, als er das Kind am Fenster hält. Die Spuren der vielen Vogelfüße laufen wirr durcheinander, und dennoch friedlich, wie es scheint. Müde, zankmüde, so scheint es wenigstens, flattern die letzten satten Vöglein.

Die Schmerzen der Kriegserinnerung schießen durch seine Glieder. Doch trägt er sein Töchterlein empor zur Rumpelkammer. Hier wirkt wirklich die Unwirklichkeit. Das Wunder ist wiederum geschehen. Die Hyazinthe blüht in der Lieblingsfarbe seines Kindes.

Sie setzen sich auf eine Kiste. Eine Geschichte keimt ihnen beiden auf. Die Hauptperson ist eine rosa überhauchte keusche Hyazinthe.

Keuschheit! Anfang. Noch einmal anfangen können! Doch gut so, wie es ist. Noch hält das Instrument. Platz für die Macht! - Die Augen des Kindes werden groß und größer, die Schatten im Zimmer tief und tiefer. Im Dunkeln, jenseits der kahlen Ecken der Erscheinungen, erzählt sich's gut. Er knipst den Schalter an. Das Licht springt auf. Geist ist Unglück, aber Geist ist Macht, flammt es durch sein Gehirn. Da knipst er wieder aus und wieder an. Und wie er an- und ausknipst, knick-knack, da formt sich ihm an diesem Laut der Technik das Wort, das er glaubt, das Wort, das er weiß: Knick-Knack, Schick-sal.

Schicksal

Ein Winterabend kurz vor Weihnachten.

Er hatte, der Privatdozent der Medizin, Abteilungchef einer großen pharmazeutischen Fabrik, im Weinrestaurant einen kecken beflügelten Brief geschrieben. Einen aus einer augenblicklichen Stimmung heraus. Und diese Stimmung war frech und übermütig. Denn lange Jahre von Krankheit geplagt, hatte er eine Erholungpause. Er wußte, daß es nur Pause war, Pause von dem Erbteil, an dem er keine Schuld trug. Und solche Pausen wußte er zu nutzen.

Die Dummen nannten ihn Don Juan oder Casanova. Er war keines von beiden: weder Berechner, noch Wüstling. Wohl aber Ästhet und Mann. Er galt als einer der schönsten Männer Berlins. Man nahm es einfach als Tatsache hin, daß die wenigen wahrhaft schönen Frauen ihm allerorts gefielen. Er nahm es ebenso und wußte, daß er sich dadurch allerorts die Männer zu Feinden machte.

Er hatte einen kecken Fehdebrief an eine haarbesäte Männerbrust beim Wein geschrieben und wollte ihn in den Kasten werfen, der draußen hing. Im Licht des Flures und des Großstadtplatzes stand er einen kurzen Augenblick im Rahmen der alten wohlgeschnitzten Tür. Dieser Augenblick entschied sein weiteres Leben.

Zwei Frauen gingen vorüber. Eine verlebt und alt bei aller Jugend; die andere jung und lieblich, und doch voll alles Wissens. Einige Blicke, und es war

geschehen. Die Schöne redete ihn an: »Schade, daß dieser Brief nicht an mein schönes Ich gerichtet ist. Er würde gut empfangen werden.«

Kecke Reden hin und wider, dann bogen sie in eine Seitengasse, im Pelze er, doch barhaupt.

Später stellte sich heraus: Die Schöne hatte gesagt: »Sieh, der gefällt mir, nach langen Jahren endlich Einer, der Eine, den ich lange suchte. Ich sprech ihn an. Der ist der Meine.«

2.

»Kunstgewerbeschülerin, Kurfürstendamm 112.« Na, wenn's man wahr ist, dachte er. Doch sie schaute so überzeugend und strahlend drein. »Und wie heißt du?« - Max! »Nichts weiter?« Nein, für dich nichts weiter. Mein Liebesname. Ist das nicht genug? »Meinetwegen. Doch jetzt wollen wir ins Café.«

Das fängt ja nett an, dachte er. Für den nächsten Morgen um elf hatten sie sich bei ihr verabredet. Sie hatte gezweifelt, ob er käme. »Frecher Berliner,« hatte die Freundin gesagt, »die Brüder kenne ich.« Doch er kam. Es zog ihn. Und wie staunte er! Aus der schlanken, niedlich gekleideten Kunstgewerbeschülerin, die sie niemals war, war eine große Dame geworden. Sein geübtes Auge glitt über die Toilette. »Aus Ostende,« sagte sie. »Ich habe noch viele solche, sieh nur.« Wirklich der ganze große Schrank war voll. Er machte eine freche Bemerkung. Sie lachte: »Ja, ich gehe jedes Jahr dahin. Ich bin verlobt

mit einem der reichsten Männer Hollands. Ungefähr so alt wie du. Grau ist ja jetzt modern.« Ich bin schon einundvierzig! »Ach nein! Und wenn schon, dann bist Du trotzdem jünger als er mit seinen vierzig. Du gefällst mir.« Und du mir auch.

Sie nahmen sich von hellem Rausche überwältigt in die Arme.

»Roman!« sagte er, als sie dann hinterher umschlungen zusammen saßen. »Die Braut eines der reichsten Männer Hollands. Und gestern verlangtest du eine Tasse Kaffee als Geschenk, und heute gibst du selber dies Geschenk.«

»Schicksal! Ich liebe dich. Du bist der, den ich suchte.«

»Vielleicht auch du. Vielleicht. Doch du sollst wirklich suchen. Frage mich niemals, wer ich bin, bis ich's dir selber sage. Du sollst mich, wenn du's überhaupt tust, einmal ganz um meiner selber willen lieben. Du!«

Sie versprach es lachend. »Das tue ich ja schon.«

Sie hielt ihr Versprechen. Trotzdem sie oft zusammen waren, vermied sie peinlich nach seinem Namen zu sehen. Es wäre so leicht gewesen. Sie hielt das Versprechen. Lachenden Herzens. Das war es, was ihn am meisten zu ihrem Wesen hinzwang. Sie gingen auch gemeinsam ins Theater. Eines Tages sagte ihr Zahnarzt: »Ich sah Sie gestern; sie hatten einen bekannten Nachbar.« - »Schweigen Sie«, sagte sie schroff. »Er ist der schönste Mann, dem ich begegnet

bin, und auch der Klügste, und auch der Liebste. Das genügt mir. Ich will nicht wissen, wer er ist.«

Der Zahnarzt staunte, starrte, hielt sie für verrückt. Ihr Freund erfuhr davon. Sie wuchs ihm in sein heißes Blut. Sie wuchs und wuchs in ihm. Sie wuchs in ihm, dem Gefeiten und Gefeimten, zur Huldin. Er ward ihr eigen, weil sie groß war. Groß im Schenken, Nehmen und Verstehen. Sie wurde langsam seine große Liebe; er war die ihrige vom ersten Augenblicke an.

»Roman!« sagte er und lehnte den Kopf an ihre zarte Schulter. »Und nun erzähle von dem Holländer!«

»Also, Max, er sah mich in Ostende. Ich bin nicht reich, doch weiß ich, daß ich schön bin. Jedenfalls lernte ich das bald. Er wollte mich zur Frau. Er ließ sich scheiden. Seine Frau war eine Gräfin. Er schenkte mir Geld und Kleider und Luxus. Aber mich fror. Er war kein Mann und dazu kleinen Geistes. Wir fuhren nach Paris und London und Gott weiß wohin, als Mann und Frau im Fremdenbuch. Wir schliefen im selben Zimmer, als Mann und Frau - er hat mich nie berührt.«

»Anständig.«

»Schlapp! Ja, Max, das ist es. Mir ward bei diesem fernen Himmeln um den nahen Himmel übel, obwohl ich mich ihm stets verweigert hätte. Ich schrieb ihm vorige Woche ab.«

»Roman!« sagte er wieder. »An deiner Seite schlafen und dich nicht berühren! Roman! Nein, der ist unwert deiner Herrlichkeit.«

»Morgen ist Heiligabend,« sagte sie. »Vielleicht kommt noch ein Brillant aus Holland. Zumal am zweiten Festtag mein Geburtstag ist.«

»Was wirst du tun?«

»Dem Absender es liebenswürdig wieder zustellen.«

»Dann mußt du es von mir entgegennehmen. Zur Zeit kann ich es noch.«

»Nein! Du sollst mir nichts schenken. Nein, jetzt noch nichts.«

»Wovon willst du denn leben?«

»Das wird sich finden. Ich war einst Sekretärin.«

»Das wirst du nicht mehr sein. Das heißt doch. Meine Privatsekretärin. Die meine intimsten Angelegenheiten in Ordnung bringt. Und mit ihrer sehr weichen Hand und mit ihrem sehr weichen Munde. Und sehr geübt, geübt durch mich!«

»Das nehme ich an. Und auch ein anderes will ich noch von dir.«

»Also doch einen Wunsch?«

»Einen sehr kostbaren«, sagte sie, sich an ihn lehnend mit den weichen Brüsten.

»Wie heißt er,« fragte er, erstaunt, ein wenig der Ernüchterung nahe.

Sie sagte: »Deine Liebe. Ich weiß nicht, wie mir ist. Wie mir zum erstenmal im Leben ist: Ich liebe dich!«

Und wieder versanken sie in die Seligkeit der Liebe.

»Roman,« sprach er, als er die knarrende Treppe hinunterstieg. »Doch sei es, wie es sei! Ich gehe die-

sem Roman nicht aus dem Wege. Ich nicht. Wahre Romane lebt man.«

✲

Nach Weihnachten hatte er wenig Zeit, unliebsame Aufgaben nahmen ihn in Anspruch, er konnte einige Tage nicht kommen und schrieb auch nicht. Sie weinte. Die Freundin verspottete sie, daß sie sich verliebt habe und gar noch obendrein an Männertreue glaube. Da verabschiedete sie die Freundin. Nein, jetzt keine Freundin mehr, für immer.

Eines Abends, als er Zeit hatte, trieb es ihn hinaus zu ihrem Hause. Er sah kein Licht in den Zimmern und stand betroffen vor der Haustür. Er war sich ganz sicher gewesen, sie zu treffen trotz der schweigsamen Tage der Trennung. Da tat sich die Haustür auf, sie trat heraus, zum Ausgehen bereit, mit traurigem Gesicht. Plötzlich erhellten sich die Züge. »Ich wußte es ja,« sagte sie schlicht. »Nun komm nur schnell hinauf, du Böser!«

Und so geschah's. Sie lebten ihrer Liebe.

Aus der schlanken feingegliederten Blondine von zweiundzwanzig Jahren wurde nach zwei Jahren durch die Kraft seiner Umarmungen ein stolzes, üppiges, verführerisches Weib; durch die Kraft ihrer Umarmungen wurde aus dem Einundvierzigjährigen ein reifer Mann, ohne erheuchelte Jugendlichkeit, aber auch ohne Alter. Zeigte sie sich allein, so schauten ihr die Männer nach, wie ihm die Frauen; zeigten sie sich zusammen, galten sie für das schönste Paar.

Sie hatte eine wundervolle Art, sich zu geben: In großer Gesellschaft keusch, zurückhaltend, fein; in seinen Armen heiß, hingebend, reif.

Zwei Jahre höchster Wonne trugen sie auf lächelnden Wogen. Trugen sie an fremde Gestade. Trugen sie ins große offene Meer der Liebe.

Hier eines seiner heißen Liebeslieder:

Siegelinde

Du wonnevolle Siegerin,
Du schöne Siegelinde,
Der ich so ganz verfallen bin,
Wie eine Standarte dem Winde!

Ich pflanze die Standarte stolz
Vor die schöne Siegelinde,
Und bin vor ihr nur schnitzbar Holz,
Standartentuch im Winde.

Und noch ein anderes:

Galathea

Du hast die Haare deines Leibes,
Die dich entstellten und den Duft des Weibes
Herunterziehn und stören, weggenommen
Und bist als weiße Galathee gekommen.
So bist du ganz von Schönheit überhellt,
Der Liebe reinst gepflegtes Ackerfeld:
Bereit in dieses Feldes lichtem Prangen
Die wonnige Saat des Lebens zu empfangen.

✲

Er liebte alles an ihr. Sie war ihm Huldin. Er schuf seine besten Werke. In der Kunst begann die Stockung. »Du bist ein solches Kunstwerk der Natur,« sagte er oft, »daß ich davor als Schaffender verstumme, ich kann dich nur genießen, genießen als das mir bestimmte Kunstwerk. Ich kann nur meine Lippen drücken auf alles, was du bist; denn alles ist Altar an dir.«

Sie kam seinem Altargedanken von selbst entgegen. Alles, was Unzier war, fiel vor der Pflege, die sie dem Körper gönnen konnte. Wie die Liebesheldinnen Ägyptens, Griechenlands und Roms und Indiens duldete sie am ganzen Körper von den Augenbrauen abwärts nicht das kleinste, schmutzige Härchen. Liebesgöttin. Venus, Gestalt geworden.

So wuchsen sie zusammen. »Ich möchte immer bei dir sein.« So sprach sie schon nach einigen Tagen; so sprach sie immer öfter. Er verstand erst nicht. Heiraten!? »Ja! Du weißt, daß keiner mich besaß. Du sahst ja neulich selber, wie ich den Holländer, der mich in meine neue Wohnung verfolgte, hinauswarf. Er ist ein Millionär! Aber dich liebe ich.«

Er mochte nicht an Heirat denken. Seine Frau war edel, seine Kameradin, in schwerer Zeit erprobt. Sie ahnte seine Leidenschaft und ließ gewähren. Ward durch die Heirat nicht der ganze Reiz zerstört? Der Reiz der seltenen glückbeladenen Stunde?

Nein, keine Heirat, keine Scheidung. Nur Glück und Sternenglanz in unfaßbarer Hingabe. Er wußte, die Kameradin machte ihn glücklicher. Aber was heißt Glück?

Doch da geschah das Furchtbare. -

Es war am Comer See. Sie wohnten in der Villa Serbelloni. Da, mitten in die Schönheit von Land und Leben, brannte sich eine Seuche ein, eine teuflische, würden die Pfaffen sagen. Doch Luzifer ist schön, der schönste aller Engel. Diese Seuche aber war böser als der böseste Gedanke, den ein rächender ungerechter Gott je hätte fassen können. Sie legte sich zerstörend auf alles, was von Schönheit glänzte.

Aus dem herrlich aufgeblühten Leibe der Geliebten ward eine Ruine, bewohnt vom Fraß der Flechten.

»Geh jetzt, du Schönheittrunkener, es ist vorbei«, sagte sie eines Tages, als sie in Mailand in der Klinik des großen Hautspezialisten saßen. »Es ist vorbei, ich hörte das Todesurteil meiner Schönheit. Geh nun, Geliebter.«

Er sprang empor, wollte sie fest umschlingen, aber kalt lief es durch seine Adern. Entsetzen packte ihn. Er ging hinaus, barhaupt. Der Platz des Domes lag in hellem Glanz der Lichter. »Gespenster!« rief er, und schüttelte die Faust, »Gespenst und Ungeheuer! Lüge! -« Aus der Galerie klang lachendes Leben. Versteint wie eine Domfigur setzte er sich an einen Tisch. Er goß den Wein hinunter. Eine Flasche, zwei. Das Leben girrte vorbei; girrte in gleicher Stärke, wie es draußen am Dom erstarrt war.

Zwei schöne Frauen streiften seinen Tisch. »Zwei und auf einmal«, sagte er leise vor sich hin. »Das ist sehr viel.«

Sie lachten, winkten. Er winkte wieder. Sie kehrten um und setzten sich zu ihm. Sie tranken Asti. Er gefiel, doch er fiel nicht. Er fühlte deutlich, daß Fallen nicht mehr seine Sache war. Er schenkte jeder ein paar große Noten, und unter Scherzworten ging er weg. Sie wollten eine Verabredung auf morgen. »Morgen habe ich zu tun«, sprach er. Eine große Klarheit war plötzlich über ihm. Er sah die beiden Jahre, gefüllt von Leistung und von Leitung. Er sah die entstellte Frau im Krankenhaus und die beiden üppigen Italienerinnen, Langobardinnen, nördlichen Blutes voll. Ihm schauderte, als er der Liebsten dachte.

»Was hast du denn zu tun?« fragte die eine lüstern.

»Etwas sehr Schönes. Ich werde meine Geliebte heiraten.«

»Ist sie so schön wie wir?«

»Viel schöner!« Er zog ein Bild aus früherer Zeit heraus, wo sie noch nicht entstellt war.

»Ei, die ist wirklich schön,« rief die eine ehrlich. »Viel Glück, Herr Ritter!«

Darauf ging er.

✲

Und so geschah's.

Seine Frau, die ihn freizugeben bereit war, erkannte das Große des Opfers und ward selber groß im Opfern. Sie liebte ihn, nur ihn, trotz seiner Kühle und Fremdherrschaft und Fremdbeherrschung.

Die Leute erklärten ihn für blödsinnig. Sie hatten böse Stichelreden allzeit geführt, aber schließlich trotz

allem Neide doch verstanden. Jetzt standen sie vor einem Rätsel. Dieser verwöhnte Mann (er war zwar kinderlos) ließ ein Weib, das allerdings nicht schön, aber sehr edel war, im Stich, um eine Entstellte zu heiraten?

Plötzlich hätte man ihm jede Heirat mit einer Chansonette oder kümmerlichen Filmdiva, die nichts als ein paar elende kleine Reize hatte und nebenbei ihr Morphium, verziehen. Die Filmdiven sind ja meistens häßlich. Der kleine Film verträgt keine große, vollendete Figur; im Schlafzimmer sind all die angestaunten Filmdiven fatal verkleinert, körperlich kümmerlich, unansehnlich; eine Halbweltdame großen Formats ist oft tausend Male schöner. In Hollywood ward wohl kaum je ein Frauenverächter zum Frauenverehrer. Da sitzt die Eitelkeit und diktiert und dirigiert. Noch eher aber in der eignen Nacht, die nach Sternlicht verlangt. Die Frau ist Sternlicht, kann es sein. Zuweilen.

Zunächst war er betäubt. Er schleppte die Entstellte von Klinik zu Klinik. Er stellte alle »Größen« um der Entstellten willen.

Zuerst immer die salbungvollen gewohnten Reden. Dann, als die Kuren versagten, Achselzucken. »Es sieht aus wie Lepra, Aussatz, ohne es zu sein. Einer der ganz seltenen, der wenigen beschriebenen Fälle unbekannter Herkunft, die für die Wissenschaft so äußerst interessant sind. Sie wissen, Herr Kollege, sie sind unheilbar. Neulich erwarb sich Kollege Meyerber durch die Zergliederung eines solchen, unaufklärbaren Falles eine ordentliche Professur. Höchst interessant!«

»Am Ende wollen Sie mich noch beglückwünschen zu der Interessantheit meiner Frau!« schnaubte der Mann. »Beglückwünschen dazu, daß sie unheilbar ist, und daß die Ursache nicht festzustellen ist! Und Sie dadurch zu einer Professur gelangen. Ich danke!«

✲

Zehn Monate waren vergangen. Er hatte in sich hineingehämmert, nicht gedämmert. Leid und Skepsis. Jetzt raffte er sich auf.

Er verflocht sich in die Flechten mit allen Mitteln seiner Kunst. Immer neue Bakterien entdeckte er aus den eiternden Geschwüren seiner Frau, immer neue Hoffnungen knüpfte er an die Entdeckungen. Vergebens.

Da, eines Tages, sprang ihm der Gedanke auf: »Weg mit den Tierversuchen; hin zur Pflanze, wie es mein Meister tat! Die Pflanze, sagte dieser, ist Schöpfer des Lebens; das Tier ist Mörder. Die Pflanze ist das Höhere, sie wandelt das Gestaltlose zu Gestalt; das Tier zerstört und mordet lebendige Gestalt (sei's Tier, sei's Pflanze), um zu leben. Die Pflanze erschafft, das Tier errafft das Leben. Das schlimmste aller Tiere ist der Mensch. So sagte er, mein Meister.«

Und siehe, als er den Saft der Geschwüre auf bestimmte Pflanzen brachte, Pflanzen, denen er durch frühere Versuche seines Meisters nahestand, entwikkelte sich ein Schimmelpilz. Ein Pilz, der auf den

künstlichen Nährböden nie gewachsen war. Und immer nur derselbe Pilz.

Die Ursache war unzweifelhaft gefunden.

Was aber nun?

Seine Haare wurden nicht grauer, sondern schlohweiß. Seine Furchen wurden tiefer. Und seine Liebe furchte sich noch tiefer in sein Dasein. Herrliche Furchen ohne Furcht.

Bin ich ein Forscher? fragte er sich verzweifelt, wenn er die liebe, entstellte Frau anstarrte.

Ja!

Und wieder tappte er lange im Dunkeln. Er durchsuchte Chemie, Physik, Biophysik nach Mitteln, dem Pilze beizukommen. Er fand nicht wenige. Aber sie alle waren schädlich für die menschliche Zelle.

Dann führte ihn ein Rundgang durch seinen Garten wieder zur Pflanze. Wie wäre es, wenn ich anstatt der Torheit eines tierischen Serums nachzujagen, den Pilz, der ja auch Pflanze ist, in Pflanzen spritze, in sehr kräftige, in solche, die wie dieser Baldrian in einem Monat zum Gebüsch aufwachsen? Oder in Brombeeren, deren Lebenskraft unzähmbar ist? Oder in Schöllkraut mit dem gelben Saft? Wie es mein Meister tat und tut.

Gedacht, getan.

Aber! Die Pflanzen, mit dem Pilz gespritzt, gaben einen Auszug, der im Reagenzglase nicht half.

Was Reagenzglas? rief er. Der Körper ist das einzige Reagenzglas. Ich habe wie mein Meister die Scholastik

stets bekämpft, und jetzt treffe ich mich gar in ihren Banden. Hinweg mit allen Banden und Bandage!

Er spritzte sich selbst den Pilz in seine Haut. Es entstand das fressende Geschwür, wie es das herrliche Gesicht seiner Frau entehrte. Er nahm den gelben, klebrigen Saft des Schöllkrauts, das er als bestes erahnte, nachdem das Kraut vorher mit dem Pilz gespritzt war. Nach einigen Tagen war das Geschwür verschwunden, überwunden.

Er, selber überwunden, jauchzte ob der Überwindung. Doch die Überwindung wurde Wunde. Es kam ein Anfall von Herzschwäche übler Art.

Und dann gelang es. Die Krankheit heilte bei der schönen, beschädigten Frau. Die Frau wurde schöner als je zuvor. Es folgte ein halbes Jahr unendlichen Jauchzens.

Jauchzens über ihre Schönheit. Noch größeren Jauchzens über den Sieg, errungen von der Natur, mit der Natur, über die Natur.

Es war ein Taumel in seliger Schöpferfreude.

Sie lagen sich in weichen Armen. Er lag zu ihren herrlichen Füßen, sie zu seinen heilenden Händen.

Und dann starb er plötzlich, jäh, in seliger Frühlingsnacht. Herzschlag.

Die Natur hatte ihm seinen Sieg nicht verziehen. -

Die Frau aber lebte weiter und heiratete nach einem Jahre einen Fant. Auch seine erste Frau lebte noch weiter, heiratete aber nicht wieder.

Wie ist das nun?

Da gab ich mich ihm, ich gab mich ganz. Und ich wußte, was Kraft des Mannes und des Weibes war. Mir konnte es nichts schaden.

Nein, sagte er, aber mir hat es geschadet.

Warum? Ich bin ja schön. Man brennt nach mir, und ich nach dir. Wie sollte ich dir schaden? Ich bin dieselbe.

Doch ich kann nicht mehr brennen.

Sie schaute verständnislos. Ich bin doch dein!

Doch du warst eines andern. So kannst du nicht mehr mein sein.

Sie lachte gell: Bist du so altmodisch?

Nein, so modern! entgegnete er fest.

Ihr ewig Unberührten! -

Richtig, sagte ich, wir Unberührten. Denn wir geben nichts; wir nehmen nur. Ihr aber gebt. Wer nimmt, bleibt ganz; wer gibt, wird Stückwerk, Teilwerk. Wer sich als Weib ganz gibt, ist nicht Spender, sondern Zerstörer seiner selbst.

Und wenn du nun der erste gewesen wärest, dem ich mich gegeben hätte?

So hätte ich mich ganz bemüht, dich ganz zu erhalten, dich als ein Ganzes zu erhalten. Der eine kann halten und erhalten, kann die Einheit wahren. Erhalten hat einen doppelten, bedeutsamen Klang. Ich erhalte einen Menschen und erhalte etwas von ihm. Wer ein Weib richtig erhält in ihrem Weibtum, erhält nicht etwas, sondern alles von ihr, das Höchste der

Geschenke. Nur der Einzige wahrt die Einheit Weib. Nur der Eine eint das Weib. Im Einen wächst es und treibt Frucht; im Vielen verliert es sich.

Du bist ein Philosoph, ein Grübler. Aber die Menschen kennst du nicht. Allerdings, die Frauen sollst du ja kennen...

Ich kenne sie. Einheit und Vielheit sind die großen Pole. Der Mann ist Vielheit; und das Weib ist Einheit. Der Mann sucht Einheit, weil sie Höchstes ist, sobald sie von der Vielheit stammt.

Da sagst du es ja selbst.

O nein. Die Fährte zu der Einheit weist nicht allein das Weib. Es gibt noch höhere Fährten. Das Weib führt uns zur Höhe, wenn sie einig bleibt; meist aber führt es abwärts.

Und was führt aufwärts?

Arbeit.

Leistung, Orden, lachte sie.

Je älter der Weise wird, desto höher stellt er die Arbeit und enträt der Leistung. Oder: Um desto mehr will er nur, daß der Tag sein Maß hat.

Sie lachte höhnisch: Modern. Das heißt pervers.

Er blickte auf das Spiel der Palmblätter auf dem Tische. Ein leiser Windhauch fügte feinstes Schattenfiligran. Er lächelte bekümmert, wie ein Forscher bekümmert lächelt, wenn eine schöne Versuchsanordnung gestört wird durch einen plumpen äußerlichen Eingriff, etwa ein Versagen der elektrischen Leitung.

Pervers! So muß es immer sinnlich sein. O nein. Der Adel liegt im Lassen.

Lassen versteht kein Weib.

Kind! Wer läßt so viel wie eine Mutter! Doch da du mich begehrst und da ich dich schön finde wie die Morgenröte, so laß uns - ganz modern sein. Ich würde mich opfern für das Unberührte; aber ich stemme mich gegen das Berührte, und sei es schönste Schönheit.

Die Pflanze, Freund?

Die Pflanze, Freundin, wird besucht von Hunderten Insekten. Das ist gleichgültig. Aber nur ein Insekt trägt von hunderttausend Pollen den einzigen Pollen auf die Narbe. Der dringt ins Innere, treibt den Pollenschlauch. Und nur aus diesem einen Einzigen, dem, den der Fruchtknoten empfängt. Nachdem er sehnend von der Narbe durch die Stempel in reinstem Weiß hinabgewandert ist, sein Kleid ist Atlas, entwickelt sich die Frucht, die Menge seliger Früchte. Verzeih, Geliebte, ich bin Naturforscher und Arzt, ich bin modern. Verzeih, verstehe mich. Modern ist, wer versteht. Verzeih, Geliebte, wenn ich von dir gehe, weil du - nicht frei genug vom Alten bist, um ganz modern zu sein.

Es gehört zu den sinn- und seelenlos weitergegebenen Allerwelt- und Bierbankmeinungen, daß der Pessimismus etwas Schädliches für seinen Träger wie für die Umwelt sei, weil er den Träger zu allem Tun unnütz mache, die Umwelt aber aller Freude beraube. Skeptizismus sei allenfalls noch gestattet.

Diesen Unsinn haben selbst hochstrebende Geister nachgeplappert, wobei es ihnen in der Unlogik der Welt niemals zum Bewußtsein kam, daß die großen Pessimisten der Welt viel berühmter waren als sie. Berühmt aber wird man nur durch Arbeit und Leistung. Wie reimt sich das zusammen? Der Pessimismus soll doch zu jeder Arbeit unfähig machen?

Auch diese scheinbare Antinomie löst sich sehr leicht. Besser gesagt, es ist gar keine Antinomie vorhanden. Denn in Wirklichkeit handelt es sich um nichts anderes, als darum, daß der Pessimist recht hat. Und die Wahrheit ist der Herde der Schwärmer und Schwätzer stets unangenehm gewesen.

Ich rede aus eigener Erfahrung. Mag man sich zu meinen Arbeiten stellen, wie man will, aber bisher hat noch mein neidischster Gegner zugeben müssen, daß zum mindesten der Umfang meiner Arbeit staunenswert sei. Für mich ist dabei nichts Staunenswertes. Denn ich bin von Jugend auf Pessimist. Und als solcher kennt man nichts Höheres als - die Arbeit, die Leistung.

Jedenfalls als wahrer Pessimist. Daß ich von Jugend

an ein solcher war, trotz äußeren Frohsinns, kann ich beweisen. Nicht dadurch, daß mir von der ganzen Bibel der Prediger Salomo schon als Gymnasiast das liebste Buch war. Das braucht man mir einfach nicht zu glauben. Aber als ich aus den verwegensten letzten Semestern der Studentenzeit meine ersten Gedichte herausgab, schlugen alle, die mich kannten, die Hände überm Kopf zusammen. Statt des erwarteten Übermuts kam die wirkliche Seele zutage: eine Erkenntnistrauer, ein klarer, abrechnender Pessimismus.

Der Prediger Salomo ist mir stets ein liebes Buch geblieben. Und doch habe ich mehr gearbeitet als die meisten. Wie gesagt, ich spreche hier nur von der Menge der Arbeit. Denn das genügt zum Beweise. Und mit sich selbst beweist man am besten, jedenfalls für sich selbst. Und das ist die Hauptsache. Was ich sage, muß allererst für mich wahr sein. Als ich mich dann weiter umsah, fand ich allerdings, daß die wirklich großen Menschen der Welt Pessimisten waren, Pessimisten in dem Sinne, wie es der Prediger Salomo meint.

✲

Siehe, es ist alles ganz eitel, sagte der Prediger. Es ist alles ganz eitel.

Diese Urerkenntnis hämmert er in seiner Predigt immer wieder und immer wieder in die Erkenntnis. Das ist der Urtext. Und wer ist verwegen genug, dem zu widersprechen? Die Dummen sind von der Diskussion ausgeschlossen.

Es gibt nichts wahrhaft Neues, sagt der Prediger. »Alles, was entsteht, muß vergehen. Alle Lust ist eitel; alle Trauer ist eitel. Das Leben ist Leid, weil es dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen ist. Die Menschen sind allermeist Schurken. Es gibt wohl große Kunst und Gaben aber da neidet einer den andern. Und selbst das Höchste ist eitel, das Streben nach Erkenntnis: Denn, wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens. Und wer viel lernt, der muß viel leiden.«

Alles Menschentum ist Haschen nach Wind.

Welcher Vernünftige will das bestreiten?

✲

Kein Genuß sättigt, er mehrt nur den Durst. Und woher kommt es, daß wir nach Wind haschen? Aus der unsagbaren Beschränktheit unserer Erkenntniswerkzeuge und aus der Zwiegeteiltheit unsrer Existenz. Etwas Unvergängliches gebunden an die vergängliche Form. Die Vergänglichkeit würde ja gar nicht als Leid empfunden, wenn sie unser Wesen wäre. Es muß also ein Unvergängliches da sein, das sie leidvoll empfindet und das wir schließlich auf Umwegen, wenn auch niemals Sinn in Sinn als vorhanden durch höhere Mathematik beweisen können. Wir nennen es Leben.

Gründlich räumt der Prediger mit dem Märchen der Liebe der Natur auf. Auf Mord ist das Leben gestellt. Ein Leben lebt vom andern. Selbst die reine Pflanze, wenn sie nicht gerade vom Morde anderer

Geschöpfe lebt, so erstickt sie doch naturgebunden das Wachstum der mit ihr zum Lichte strebenden. Mortur ist der rechte Name der Natur.

Ja, ja, der Prediger Salomo steht in der Bibel, liebe Schwärmer. Recht unbequem für euch, ich geb' es zu. Faustschläge, Hammerschläge, Drommetenstöße der Wahrheit gegen alles Geschwärme und Geschwätze.

Furchtbar ist der wahre Anblick des Lebens, entsetzlich. Furchtbare Grenzen, nie zu sprengende. Niemals Aufstieg, nur Well-auf-Well-ab. Ewige Gebundenheit. Leben vom Morde.

Und Neues? Recht hat der Prediger im ersten Kapitel, Vers zehn.

Ja, gibt es eine Religion, die ihre Anhänger besser gemacht hätte als die einer andern? Nein. Und wie viele Religionen gibt es! Lauter Gespaltenheiten; niemals Einheit. Denn für den Klugen gibt es keine Gemeinsamkeit mit den Dummen. Das Fünklein Vernunft ist eine gefährliche Waffe. Der wirklich Erkennende braucht keinen Mittler. Er ist selbst das Wort, das Fleisch ward und unter uns wohnt. Was soll ein Mittler? Nur was sich einer selbst erarbeitet, hat Wert. Wer sich nichts selbst erarbeiten kann und einen Mittler braucht, ist bemitleidenswert. Nie kann ein Mittler helfen! Nur stützen kann das Beispiel den, der sich selbst zu stützen strebt.

✲

Und die Weltgeschichte? Ein einziger Hohn auf alle Schwärmerei. Schuld und Sühne? Wo?

Aber es schwärmt sich schön im narkotischen Duft des Selbstbetruges. Das wahre Antlitz der Welt ist so furchtbar, daß die wenigsten es zu tragen vermöchten. Hier ist die einzige moralische Seite der Schwärmerei: das Erbarmen mit der Feigheit der Menschen. Denn zur Wahrheit, d. h. zum Pessimismus gehört ein ungeheurer Mut und ungeheure Kraft.

✲

Gar, wer in der sogenannten Wissenschaft steht und ihr Getriebe sieht! O ja, in den schwärmerischen Jugendjahren, da glüht der Glaube. Dann sieht man die Träger der Namen und die Verteiler der Würden: bestenfalls Schwärmer, Phantasten, die einem Unmöglichen nachträumen; meistenfalls Stellenjäger, Dogmatiker, Geldmacher, Geschäftsleute, Handwerker, Ehrgeizige; schlimmstenfalls blutdürstige Inquisitoren, die sich vom Geist der Opfer nähren, habgierige Schurken. Die Erkennenden aber schütteln das Haupt, wenn sie Technik von Wesen wohl unterscheiden, und sagen kühl verstehend: »Siehe, da ich es ansah, war es alles eitel und Haschen nach Wind.«

Was haben sie genützt, die Riesenforschunginstitute, die für einen bestimmten Zweck erbauten! Der Hineingesetzte hat also hie die Tuberkulose zu erfassen, hie die Hormone, hie die Fortpflanzung. Schon in der

Idee wie töricht! Als ob sich die Ideen durch Beamtung fassen ließen! Diese bestimmte Richtung festgesetzter Institute sind wohl der tollste Mißgriff des mechanistischen Jahrhunderts. Lieber Junge, du arbeitest jetzt über Tuberkulose und lösest die Probleme, verstanden! Nicht anders als:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie.

Und die sogenannte Forschung als solche? In der Medizin jedenfalls kann man sich nur die Hände vors Gesicht schlagen und weinen oder - lachen. Die Bewertung nach außen, d. h. das leider nicht mißzuverstehende Mißtrauen vieler Millionen sollte uns, die wir der Medizin unser Leben geweiht haben, zu Einkehr, Abkehr und Umkehr zwingen, d. h. zum Pessimismus und seiner Wahrheit. Um so mehr als die Gegner der echten Medizin mit dem allergrößten Schwarm und Schwindel arbeiten.

»Es ist alles eitel und Haschen nach Wind.« Wenn das nun aber jeder erkennte? Dann stände die Maschine stille, sagen die Schwärmer und Feigen.

Oh, nein. Allerdings, viele unnütze, würdebeladene Stellen blieben unbesetzt und gingen ein, aber nicht zum Nachteil der Menschheit.

Und die eigentliche Arbeit würde erst recht beginnen.

Da gibt es nichts zu staunen. Schon mancher hat sich wohl über die Schlußfolgerung des Predigers

gewundert. Mit Unrecht. Es ist das einzige und die einzig nützliche Schlußfolgerung, die gezogen werden kann. Weil alles eitel ist und Haschen nach Wind, darum ist nichts besser, als daß der Mensch - froh sei in seiner Arbeit.

Ja ja, das ist die richtige Schlußfolgerung des rechten Pessimismus:

Arbeit, Arbeit und nochmal Arbeit und Frohheit in der Arbeit.

✲

Zu erklären gibt es da wenig. Auch das muß wohl lebendig in einem werden.

Aus der Erkenntnis der Eitelkeit alles Irdischen gibt es nur eine Richtung: Arbeit.

Diese Arbeit kann zwiefach sein.

Entweder ist sie rein auf die Welt eingestellt. Dann natürlich in höherem Sinne, als Allgemeinverpflichtung. Denn wie könnte ein Pessimist das wertloseste des Wertlosen, egoistische Arbeit tun? Nein, der Pessimismus rückt am weitesten ab vom Egoismus; der Optimist denkt nur an sich. Arbeit tun, die uns allen die Spanne des Lebens verschönt, die den Arbeiter selbst befriedigt als Arbeit und andere Augen vorübergehend froh macht, sei's auf Augenblicke der Zeit: auf Stunden, sei's auf Augenblicke der Ewigkeit: auf Jahrhunderte. Helfen, tragen helfen, stützen, schaffen um der Freude des Schaffens willen.

Und dann gibt es die zweite Art, die höhere Art von Arbeit, die der realistische Prediger allerdings nicht

kennt. Hat man richtig gesehen und den Ring erkannt und die Zweiheit, dann gilt der Pessimismus nur für eine kurze Spanne, nur für die Last und Hast der Zwiespältigkeit, die Auseinandertretung, die Welt der Erscheinungen. Darüber hinaus aber winkt ein höheres Ziel - die Einheit, die alles Lebens, aller Bewegung Urgrund zugleich und Rückstrom und Erfüllung ist. Zu erreichen auf dem Wege des Loslassens. Aber auch dieser Weg führt nur über die Arbeit. Entweder reine irdische Arbeit, wobei in stetem Fleiß und Schweiß die Wünsche wie unnütz gewordene Blätter von selbst abfallen; oder zugleich bewußte Arbeit auf das Ziel hin. »Durch Entsagung habe ich das Höchste erreicht.« Diese reine Entsagungarbeit ist die allerschwerste.

So oder so. Jedenfalls ist die Arbeit des Pessimisten die einzige, die frei von Trug ist und somit die einzig wertvolle. Und nur dem, der den Sinn der Auseinandertretung nicht verstehen kann, klingt es verwunderlich, daß der Pessimist nicht nur die beste Arbeit liefert, sondern daß ihn auch diese Arbeit froh macht. Ja, nur diese Arbeit ist es, die nicht eine verträumte und verflatternde, sondern eine klare und beständige Frohheit in die Seele legt.

✲

»Dies sind die Reden des Predigers, der ein König war zu Jerusalem: Es ist alles ganz eitel, sagte der Prediger, es ist alles ganz eitel.«

Dies sind die Erkenntnisse des Predigers, der ein Arzt war und Helfer über mehr als Jerusalem: Freundschaft ist unnütz, sagte der fremde Prediger: nicht Freundschaft, sondern Fremdschaft ist gut.

Sei Freund, und du wirst ledig der Güte; bleibe fremd, und du verweilst in der Güte, wie in einer guten Karawanserei. Wo du zu Hause bist, wird dir schließlich alles fremd und abgenützt; wo du fremd bist, bleibt dir alles neu und lockt dein Fragen. Auch dein Tragen. Das Gewohnte ist oft nicht mehr erträglich; das Neue lockt unsäglich. Nie hilft der Freund dem Freund. Auch ist Hilfe nicht von Feind zu Feind. Wohl aber von Fremd zu Fremd. Denn der Freund sieht sich selber im Freunde, und also hilft er ihm nicht. Der Feind haßt; der Fremde aber hilft, weil er den Fernen sieht. Die Nähe ist Unheil; die Ferne ist Heil. Laß vom Freund und gib dich dem Fremden! Laß von der Nähe; und suche die Ferne!

Der Freund sieht im andern sich selbst, darum hilft er nicht; und der andere weiß, daß der Freund so sehen muß. Und er lehnt die Hilfe ab, selbst wenn der Freund sie geben möchte, was selten ist. Er *muß* sie ablehnen, wenn er bestehen will vor sich selber. Das ist die *höhere* Weisheit, ist die entsetzliche, die wahre Weisheit des Predigers, der mehr war als

ein König über Jerusalem. Der Freund ist verzagt und versagt und ist lässig, weil er nah ist; der Fremde wagt und wägt und wirkt unablässig, weil er fern ist. Der Freund ist der Seele am fernsten; der Fremde ist ihr im Handeln der Nächste. Nur der Fremde ist der Freund; der echte Freund ist der Fremde. Nur der Unbekannte ist der Nahe; der Bekannteste ist der Fernste. Das ist die Weisheit, die hinausgeht über die Weisheit des Predigers Salomo, deren Künder ein König war über Jerusalem.

✲

Laßt uns ferne sein, auf daß wir uns nahe kommen! Laßt uns einem Fremden opfern, auf daß wir bereit werden zum Opfer am Freunde! Laßt uns ferne sein! Laßt uns ferne den andern stehen, und noch ferner uns selber!

Warum rufen wir nach Hilfe? Wer ferne ist, braucht keiner Hilfe. Ferne heißt innigste Verbundenheit mit dem ewigen Gesetz. Ferne heißt Liebe.

Und der Haß ist die Nähe. Weil er so nahe ist, macht der Haß das Unglück.

Ich liebe dich, heißt: ich bin dir ferne. Ich vermag dich anders, größer, frei zu sehen.

Ich hasse dich, heißt: ich bin dir nahe. Ich kann dich nicht deiner selbst entkleiden, dich nicht hinausheben.

Ich hasse dich, heißt: ich sehe dich wie eine Wirklichkeit, die keine ist.

Ich hasse dich, heißt: ich will dich so gemein wie ich selber bin;

Ich liebe dich, heißt: ich wünsche dich so schön, wie ich mich selber wünsche.

Jeder Mensch hat einmal gesagt: Ich liebe dich. Und jeder hat es irgendwie widerrufen. Nach Zeit und Schicksal. Warum?

Jeder hat einmal gesagt: Ich hasse dich. Und hat es widerrufen. Nicht aus Liebe, nicht aus Haßlosigkeit. Warum? Nach Zeit und Schicksal. Jeder strandet an sich selber. Die Selbststrandung ist unvermeidlich, aber der Bruch mit sich selbst braucht kein Zusammenbruch zu sein. Wir sind nicht allzumal Sünder. Durchaus nicht! Aber wir sind alle gleichen Gesetzen unterworfen. Und diese sind gut, solange sie lebendig sind; sie sind verächtlich, solange sie von Menschen gegen das Leben erdacht sind. Der Gegenpol des Hasses ist die Liebe; der Gegenpol der Ferne ist das Nahe; der Gegenpol des Neides ist die Liebedienerei. Und alles Leben ist pol-bestimmt. Es gibt keinen Pol, ohne den andern.

✡

Das Böse kann gut und das Gute kann böse sein: wie es kommt. Das Urteil fällt einzig das Leben. Wir leben, um zu leben. Sinn für das Leben hat nur das Leben. Sinn hat nur der mechanische Ablauf. Wir leben, weil wir leben müssen: und wir müssen leben, weil wir leben.

Es gibt keinen Sinn, außer dem der Physik: Metaphysik ist die ungeheure Lüge. Metaphysik ist nicht Gegenpol, sondern gemeine Lüge, von der sich viele mästen. Der Gegenpol von Physik heißt, in Formel gebracht: Physik des Leblosen - Physik des Lebendigen.

Laßt uns die Ferne loben! Sie enthebt. Drüben prasseln die edeln Pferde über die Hürden, gelenkt von liebender Hand. Freilich, die Liebe ist ichsüchtig. Aber sie ist doch da. Siehe, wie sie die Hürden nehmen im Sprunge!

Drüben ferne sausen Pferde und Reiter ihrer augenblicklichen Pflicht nach. Und sie empfinden ihre Pflicht und wollen sie.

Groß ihre Aufgabe für sie; klein für uns. Groß alles, was ganze Kraft erfordert.

Auch beim Genie? Wenn das Genie es spielend macht? Oder spielt etwas anderes auf ihm? Etwas ganz Fremdes, was doch das Nächste ist?

Wer ist das, oder was ist das?

✲

Es ist der Fremde. Es ist das Blut mit dem goldenen Gürtel um das einzelne Blutkörperchen, das ein Blutkörperchen absetzt vom anderen im eigenen Leibe.

Es ist die Fremde, die heilt und hilft.

✲

Von heute an!

Zur Psychologie der guten Vorsätze

Jeder Vorsatz hat eine Voraussetzung. Und jede Voraussetzung beruht irgendwie auf Satzung.

Jede Satzung geht schließlich auf Angst zurück. Angst ist der Störenfried des Lebens, obwohl oder weil aus dem Leben geboren. Und das um so mehr, je mehr die Lebewesen mit dem Instrumente des Geistes behaftet sind und von diesem den bekannten falschen Gebrauch machen, oder, wie meist, nur mangelhaft mit ihm versehen sind.

Geist ist ebenso wie Seele nicht etwas Lebenbestimmendes, sondern vom Leben Bestimmtes: Instrument des Körpers. Leben ohne Pflanze ist unmöglich; Leben ohne Tier nicht nur möglich, sondern vielleicht Idealzustand! Die Pflanze wandelt Unorganisches in Leben; das Tier lebt vom Mord des Lebendiggewordenen. Die Pflanze baut Leben; das Tier raubt Leben. Und Pflanze ist ohne Geist und ohne Seele!

Die Satzungen und ihre Mutter, die Angst, lassen sich übrigens nirgends so gut wissenschaftlich durchschauen wie auf wissenschaftlichen Sitzungen.

Die Voraussetzung des Vorsatzes ist so gut wie immer eine Störung des Konstitutiongesetzes, des Normalbetriebs bei dem einzelnen. Wer seine Schritte bewußt und mutig ins Leben setzt, braucht keine Vorsätze. Das »Gesetz, nach dem wir angetreten« enthebt

uns der Vorsätze, solange wir ... (ihm treu sind, sagt ein Zwischenrufer). Oh, nein! Diesem Gesetz sind wir immer treu, auch wenn wir ins Gleiten kommen.

Das Gesetz, wonach wir angetreten, enthebt aller Vorsätze, solange es in seiner Gültigkeit erkannt wird.

Wie ja denn überhaupt nur eines im Leben wahrhaft und wirklich befreit, sei's von den Angstzuständen des persönlichen Lebens, sei's von den auf die Angstzustände aufgebauten Beherrschungsystemen der Beglücker, die alle, die sich nicht in einer bestimmten Richtung beglücken lassen wollen, am liebsten noch heute auf den Scheiterhaufen brächten. Der einzige Befreier im Leben ist die Erkenntnis. Erkenntnis, soweit sie unseren begrenzten Mitteln möglich ist. Dies »soweit« kann man zwar mit Bedauern unterstreichen (nur der Dumme ist zufrieden), aber man muß es auch mit Kraft und Energie und Bewußtsein tun: nur soweit wir erkennen, hat die Erkenntnis für uns Wert. Erkenntnis, einzig sie, bringt Erlösung. Und Erlösung ist ein Wort, das unsere verhetzte Zeit mehr kennt und nennt als eine andere, nur daß man es nicht erkennt. Wenn irgend etwas, so will Erkenntnis recht verstanden sein. Was gibt sich alles für Erkenntnis aus! Und ist doch nichts als Kenntnis, im Höchstfalle. Aber dieser Höchstfall ist ebenso selten, wie der richtige Gebrauch des Körperinstrumentes Geist.

Hinter allem Leben steht polar die Lebensangst, weil das Leben als solches, wenn auch in Jahrmillionen,

begrenzt ist; noch begrenzter ist das Leben des einzelnen. Und Leben ist des Lebens einziges Gut. Hinter dem Leben steht nichts als das Leben.

Der verworrene Schwärmer klammert sich genau so an das Leben wie der klare, selbstsichere, lebensfrohe Wissende. Auch wer sich an ein Leben nach dem Tode klammert, will nichts als das Leben, ja, er will noch mehr als der fröhliche Mensch der klaren Erkenntnis. Er möchte es sogar noch verlängern.

Zog doch keiner so erschütternd großartig mit allen Mitteln höchster Kunstleistung gegen die Lebensangst zu Felde wie der Ägypter. Die Riesengrabhallen von Schönheit, die nicht zu beschreiben, sondern nur zu erleben ist, sind die gewaltigsten Tempel der Lebensidee. Auch hier, wie überall, herrscht der Gegensatz; und alles Große entspringt aus der Polarität.

Zurück zu den Vorsätzen! Auch sie sind bedingt polar, allerdings nichts Großes. Sind sie doch die Pflastersteine des Weges, der zur Hölle führt. Nun wissen wir zwar nichts von der Hölle, und wenn der Teufel wirklich der schönste und klügste aller Engel, der Luzifer (Lichtträger), wäre, dann könnte sein Reich für Lichtsucher recht angenehm sein. Und dann wären die Pflastersteine gewiß auch recht im empfehlenden Sinne gemeint.

Aber das Sprichwort ist jedenfalls andersherum gemeint.

Der Weg, den man nicht mehr so recht unter seinen

Füßen fühlt, den pflastert man gern mit guten Vorsätzen. Und - wie das Sprichwort richtig erkennt - ohne Erfolg.

Die Erfolglosigkeit ist von vornherein verbürgt. Denn eben die Unsicherheit, die Angst, ist der Einflüsterer des guten Vorsatzes.

Sie kann aus allem möglichen entspringen. Ganz platt, und die Menschenleben sind ja nicht nur platterdings durch Plattheit bestimmt, sondern allermeist aus bestimmten Satzungen, die arme, irrende Menschen fürs vorhandene Diesseits und fürs nicht vorhandene Jenseits aufgestellt haben, und die nach Jahrzehnten oder nach Rassen und Klimaten völlig voneinander verschieden sind, und die um so anmaßender auftreten, je weniger sie mit Erkenntnis zu tun haben. Niemals ist die sogenannte Menschheit durch Satzungen irgendwelcher Art gebessert worden. Niemals. Übertrete ich aber solche Satzung, so konnte ich früher dafür verbrannt oder verbannt, und kann jetzt je nach der politischen Lage schwer geschädigt werden. Gute Vorsätze, die mit solchen Satzungen zusammenhangen, sind also rein nützlichkeitgeboren.

Niemals ist der Einzelne oder die Gesamtheit durch Erziehung, Philosophie, Religion, oder wie man es nennen will, gehoben. Jeder wird, was er konstitutionell ist. Das einzige, was Erziehung erreichen könnte, ist Erleichterung des Einzelloses durch die liebevolle Erkenntnis seiner besonderen Bedingtheit. Satzungen, vor allem religiöse, sind (da ja der Teufel in der euro-

päischen Religion meist die führende Rolle spielt, sei dies Wort erlaubt:) teuflisch. Es gibt kein »du sollst«, sondern seit aller Ewigkeit nur ein »du mußt«! Ebensowenig haben moralische Schandsysteme die Menschen verschlechtert. Jesuit wird man nicht, sondern ist man. Man ist Schurke, aber wird es nicht, gleichgültig, ob es zur Auswirkung der schurkischen Gesinnung kommt oder nicht.

Aber warum sich die kurzen Tage des Lebens erschweren! »Süß ist das Licht, süß ist den Augen, zu schauen die Sonne!« Gehen darauf die Vorsätze, so sind sie praktisch und nützlich, obwohl vom höheren Standort unnütz. Und die Umkehrungen? Wenn nun einer beschließt, aus dem feigen Zuschauen des eigenen Lebensablaufs herauszutreten, sich zu Mut und Standhaftigkeit, zu Kraft und Größe zu bekennen? Sehr gut! Gewiß! Was gibt es höheres als Mut!

Aber hier biegt das Problem um. Dies ist nicht der andere Pol, sondern überhaupt etwas ganz anderes. Denn Mut kann man sich gar nicht vorsetzen. Der Feigling kehrt nach außen hin besonders gern den Mutigen heraus. Und das ist meist auch Vorsatz, keineswegs nur unbewußt, sondern viel bewußter, als eingestanden wird. Aber dann handelt es sich gar nicht um Mut, sondern um ein Täuschungmanöver, einen Vorsatz zur Täuschung!

Und auch der ist wieder konstitutionell bedingt!

Der wirkliche Mut gebiert sich selbst. Wenn die Stunde reif geworden ist, wenn das Gesetz, nach dem

wir angetreten, es so will. Einer der wenigen hundertprozentigen Männer (heutzutage werden sogar die fünfundzwanzigprozentigen sehr begehrt, weil selten), Schiller, sagt einmal: »Mut tut uns not und ein gefaßter Geist, und in der Stärke müssen wir uns üben.«

Der Schauspieler legt dann die tiefsten Kehltöne auf das Wort »Stärke«, was völlig falsch ist. Stärke ist ein absolut nötiger Aggregatzustand jedes Mannes; der Ton liegt auf üben. Und üben kann man nur etwas, was an sich schon da ist.

Da haben wir es! Die guten Vorsätze sind deshalb Pflastersteine zum Falschen, weil sie sich auf etwas beziehen, was bei dem einzelnen nach seinem konstitutionellen Gesetz nicht da ist.

Ein Mann, der fünfundzwanzigprozentig Weib oder wie Goethe gar dreißigprozentig weibisch und fünfundsiebenzigprozentig feige ist, kann mit den besten Vorsätzen kein hundertprozentiger Mann werden. Wir wissen ja auch, wie die eineiigen Zwillinge ihr Leben fast gleich gestalten müssen, mag der eine nach Australien auswandern, der andere nie über Niederbayern hinauskommen. Auch in ihren Vorsätzen!

Die Vorsätze, selbst wenn sie höherer Art sind, sind Täuschungen. Gesetz wird mit Satzung verwechselt. Und mag die Täuschung als Selbsttäuschung noch so edel sein, sie ist doch dann gerade um so verhängnisvoller, wenn man glaubt, dadurch die Angst mit allen ihren Folgen loszuwerden. So führt häufig

die Angst vor den Forderungen des Lebens in offene oder heimliche Schmutz- und Schutzwinkel, wo sie nur noch größer gezüchtet wird. Wer seinem inneren Gesetze, dem Gesetze der Natur und der Naturerkenntnis lebt, der braucht keine guten Vorsätze. Denn sein Weg ist gut. Gut vor allem (wenn wir das Wort vorurteilslos und richtig gebrauchen wollen), weil er frei von Angst ist.

Angst ist allerdings immer körperlich bedingt. Die Angstpsychose im Sinne der Psychoanalyse ist Schwindel. Man sehe nur, wie entsetzlich ängstlich der Vogel um sein Körperdasein bangt. Psychoanalyse ist interessant als Analyse des psychischen Zustandes, aber falsch, wenn sie sich psychisch souverän erklärt, und Schwindel, wenn sie behauptet, psychisch heilen zu können. Es gibt nur physische Heilungen. Ein physisch Gesunder hat niemals Angstpsychose; und ein psychisch Kranker wird nur gesund durch physische Besserungen. Daß man für die Physis auch die Psyche als kleinen Unterstützungweg benutzen kann, ist selbstverständlich. Denn beide hangen ja zusammen, beide sind ja schließlich physisch! Nur daß die Psyche ein kleines Instrument, und die Physis das Ganze, die Partitur, ist.

Weshalb gute Vorsätze zum Jahresanfang? Beichte? Gewiß, es ist gut, sich vor sich selbst einmal im Jahre gründlich zu überprüfen; nur vor sich selbst aber, nicht vor einem armseligen andern Menschen irgendwelcher Prägung. Aber was nützt schließlich auch

die Selbst-Beichte, wenn man weiß, daß doch alles abläuft, wie es muß? Und jede edle und freie Beichte mündet doch höchstenfalls in das Bekenntnis, vorhandene Gaben nicht geübt zu haben! Vor allem in die Anklage, nicht mutig genug gewesen zu sein. Wie Huttens herrliche Beichte:

Mich reut, daß ich in meine Fehden trat
Mit schärfern Streichen nicht und kühnrer Tat.

Mit dem biologisch richtigen Schluß:

Mich reut, ich beicht es mit zerknirschtem Sinn,
Daß ich nicht stets ich selbst gewesen bin.
(original:
Daß ich nicht Hutten stets gewesen bin.)

Der Sucher wird, wenn er in sich selbst sucht, immer unzufrieden sein. Aber schließlich damit, daß er nicht das konstitutionell bedingte, in seinem Körper niedergelegte Gesetz seines Ichs geübt hat. Und was nützt da ein Vorsatz? Sind wir wirklich ganz abgewichen von unserem inneren Gesetz, dann kann uns unsere Erkenntnis entweder sagen, daß Rückkehr unmöglich ist, und dann gilt es, das Unwiederbringliche mannhaft oder weibhaft zu ertragen; erkennen wir aber, daß wir nur geirrt haben, etwas die Richtung verloren haben, dann ist Erkenntnis und Einkehr schon gleich Umkehr und Erlösung.

Das neue Jahr ist gewiß wolkenbedeckt, aber wir wollen es ohne gute Vorsätze antreten! Erstens

pflastern wir dann nicht die allerdings unbekannte Höllenstraße; zweitens zeigen wir, daß wir keine Angst haben.

Wir haben einen wunderbaren Erlöser, der heißt Erkenntnis! Und der führt uns zu allem, was echt, edel, schön ist, ja zum höchsten angst- und vorsatzbefreienden, zur Größe der Welt, zur unbeschreiblichen Macht des Lebens, das ebenso grausam wie herrlich ist, und das ebenso gewaltig ist im Anblick des kosmischen Geschehens wie des mikroskopischen Bildes.

Das Leben ist eine besondere Art der kosmischen Dynamis. Freue sich jeder, wer an ihm teil hat, solange er teil hat! Die Angst verschwindet mit der Enge der Erkenntnis. Selbst der Tod ist Sachwalter des Lebens.

Überlassen wir vor allem die Don Quichottes des Geistes sich selber. Es ist der Körper, der sich den Geist baut; nicht umgekehrt. Die Herren Skribenten und biologisch unwissenden Massenverfertiger psychischer Radamontaden, ragen als neumodisch aufgestutzte Petrefakten in unsere junge, körpergewisse und biologisch witternde Zeit hinein. Lassen wir ihnen ihre biologisch unrichtigen Schaue und Zur-Schau-Stellungen und gönnen ihnen ihre Bestallungen als Skribenten.

Diese Leute haben gerade von dem, über was sie schreiben, keine Ahnung. Nur ein Biologe darf Dichter sein, nur ein Biologe darf Philosoph sein. Sonst sind sie unnütz mit ihren Schaustellungen.

Es gibt heute so viele Schaue, daß es fast schauerlich wird; nur die Welt-Schau fehlt. Und sie allein kann alles Schauerliche von Grund aus verscheuchen.

Und sprechen wir gerade heute vertrauensvoll und fest und angstbefreit, wenn nicht gar jubilierend:

»Du gabst mir, gabst mir alles ...
Gabst die unendliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen.«

Von bekannter Hand ermordet

I.

Je höher organisiert ein Geistesarbeiter ist, um so lieber läßt er sich, besonders auf Reisen, entspannen durch die Spannung der Kriminalgeschichten.

Das ist eine sehr gewichtige Tatsache für den geistig-seelischen Zustand unserer Zeit. Aber schließlich war es selbst in weniger nervenüberpeitschten Zeiten ebenso. Kaspar Hauser wurde berühmt wie Don Juan, aber nicht durch das, was er tat, sondern was an ihm getan wurde.

Nun sind ganz gewiß manche Kriminalgeschichten vorzüglich geschrieben, allerdings recht wenige. Aber das Interesse an ihnen liegt an etwas anderem. Es ist wie eine mathematische Aufgabe mit vielen Unbekannten, wo schließlich doch die Lösung gefunden wird. Deshalb werden sie auch von Männern viel mehr gelesen als von Frauen. Und welcher Scharfsinn gehört oft dazu, die Aufgabe zu lösen, und welcher Apparat!

Dennoch. Von allen Berufen wäre mir der des Detektivs der fürchterlichste. Das Verbrechen ist begangen, ist eine Tatsache. Und nun verwendet ein Stab von Menschen seine ganze Lebensarbeit darauf, es aufzuklären! Was ist dadurch gewonnen? »Sühne«, sagt man, und wirft sich in die Brust. Was heißt arme, durch erbärmliche Menschenhände und Hirne erwirkte Sühne! Auch die Richterei arbeitet ja mit diesem elenden Begriff und verbrannte, gestützt auf

ihn, Hunderttausende von Hexen und zwei Millionen (das entspricht bei dem heutigen Menschenstandard etwa zwanzig Millionen) lebendigen Leibes! Als der Calmetteprozeß in Lübeck beendigt war, las man in den Zeitungen, daß der Vorsitzende schwer gemütskrank in ein Nervensanatorium eingeliefert wurde. Es war ein sehr feiner Kopf und edler Mensch. Ärztlich ist dieser Zusammenbruch völlig zu verstehen. Verdiente Männer verurteilen müssen, weil sie als armselige Menschen, die wir doch nun einmal alle sind, so jämmerlich geirrt hatten, und weil ihre Spezialkollegen, die nach außen hin so unbescholtenen, ihre Gefängnisstrafe heraufbeschworen. Über diesen Prozeß ist später zu sprechen; jetzt mag mit Recht keiner mehr etwas davon hören. Man wird da das ganze System der bestallten Mediziner gegen die Mediziner schlaglichterhaft erleuchtet finden.

Zurück zur Psychologie des Detektivs. Die Aufklärung eines Verbrechens ist oft eine großartige geistige Leistung; aber an sich hat es eine erbärmliche Grundlage. Man sagt: »dadurch wird anderes verhütet.« Nein! Nichts wird verhütet. Der Tote ist nicht wieder lebendig zu machen, und trotz aller Detektivfindigkeiten und Todesstrafen herrscht der Mord auf Erden weiter. Ebenso die andern Vergehen. Ja, er nimmt zu.

Berechtigung? Bei einem Massenmörder oder einer Bande - vielleicht! Aber dann kommen eben andere Mörder oder Schwindler oder Banden, und das Band

des Vergehens und Versehens läuft weiter. Zum mindesten ein trostloses Geschäft, das des Spürers und Richters. Trostlos. Darüber kann ein vornehmer Mann schon schwermütig werden.

✲

Das wäre also die erste Grundlage, weswegen ich diese Novelle gerade hier aufnehme. Sie ist 1917 geschrieben. Der zweite Grund ist der, daß ihre Unheimlichkeit, die immer nur in Andeutungen in mich eindrang, meine Jugend strichweise überschattete. Der dritte sind Fragen an den wirklichen Mediziner:

1. Was trieb meinen Vater zu seiner Detektivarbeit?
2. Was hatte es für Nutzen?
3. War er überhaupt dazu berechtigt?
4. Das Verbrechen war entsetzlich, die Sühne der Verbrecher war entsetzlich, und die Sühne, die mein Vater für diese von der Religion geforderte Sühne am eigenen Leibe zahlen mußte, war noch entsetzlicher. Oder nicht?

Diese Fragen soll der Leser für sich beantworten.

2.

1917. Mein Vater beging seinen siebzigsten Geburtstag. Seine beiden Frauen waren im Grabe. Ich hatte Sehnsucht nach dem Grabe meiner Mutter. In ein paar Wochen sollte ich in die Ukraine.

Als ich zweieinhalb Jahre alt war, starb meine

Mutter. Es war meines Vaters große Liebe. Sie starb am zweiten Kinde, das ihr nachfolgte. So verließ mein Vater Zechlin, ein Juwel der Mark, und vertauschte es mit Löwenberg. Weil es meine Kindheit war, blüht es mir dennoch, obwohl Zechlin schöner liegt.

Nichts weiß ich von Zechlin. Es war am vierten März. Von Rheinsberg fuhren wir im Wagen nach Zechlin. Eine romanische Feldsteinkirche. Das Pfarrhaus schaut auf weite Wiesen, die ihm gehören, im Hintergrund ein märkischer See, ein Juwel der Mark.

Wir gingen zum Kirchhof. Wie einfach klingt das: Hier ruht in Gott Frau Prediger Martha Much, geboren 1860, gestorben 1882. Das liest sich so.

Zweiundzwanzig Jahre!

Mein Vater suchte auf dem kleinen Kirchhof. Dann hatte er gefunden. Ein schlichtes Kreuz, doch vom Sockel gefallen. Stumm zeigte er auf die Inschrift. Ich las:

Von bekannter Hand ermordet.

Mich überschlich ein widerwärtiges Gefühl. Was heißt dies Furchtbare in dieser Stille?

Das kann ich dir erzählen, sagte mein Vater. Ich spiele darin die Hauptperson.

Nicht in dem Mord! wehrte er ab, als ich erschreckt aufstarrte. Doch in dem Spiel. Mein erster Gang als junger Pastor galt dem Kirchhof. Das ist so alte Pastorensitte. Will man die Namen der Gemeinde kennenlernen, geht man zum Kirchhof.

Du weißt, der alte Büchsel hatte mir am Tag meines Examens St. Petri in Berlin angeboten. Ich lehnte lachend ab. Berlin? Ich wollte Dorfluft, Freiheit, nicht Gemeinheit. Er ließ mich darauf ein Jahr warten. Dann gab er mir Zechlin. Es sollte Strafe sein. Dem Begabten ein kleines Nest! Es ward mir Seligkeit.

1879 war es. Wie du siehst, war die Entschlummerte hier ein Jahr vorher bestattet. Von bekannter Hand ermordet.

Es faßte mich wie Schicksal, als ich das las. Ich schauderte und freute mich zu gleicher Zeit. Ich ahnte, daß mir etwas zugefallen war, eine Aufgabe, eine Leistung, eine Pflicht.

Ich lief ins Dorf, ich fragte meinen Nachbar Weger und andere. Verlegenes, fast scheues Achselzucken. Mißtrauen. Ich kämpfte fast ein Jahr um die Gemüter.

Inzwischen wurdest du geboren.

Aber da ließ es mir nicht ferner Ruhe. Ich merkte, es lag wie ein Alp auf dem kleinen Dorfe. Es war eine ungesühnte Schuld, die forderte und mahnte, drückte, quälte. Die Menschen mochten sich kaum noch in die Augen sehen. Unsegen lag auf Feldern und Gemütern. Die Geigen bei den Festen fiedelten durch einen Dunst von Blut.

Hier mußte eine Lösung kommen, sonst fraß der Druck das beste Teil der Seelen weg.

Ich schrie den einzelnen fast ins Gewissen: So

redet doch! Denkt an die grauenvolle Inschrift: Ermordet von bekannter Hand!

Was heißt denn das?

✲

Es waren die drei Liebesjahre meines Lebens. Wie deine Mutter noch heute als ferne Schönheit in dem Sinne der alten Bauern lebt, erfuhrst du. Und dennoch sind diese Jahre von dem Drucke der ungesühnten Schandtat verhangen. Deine Mutter durfte meine Aufregung nicht merken, sie war zu fein, ein Jenseitsmensch, hellsichtig, übersichtig. Ich mußte alles allein vollenden, was ich für höchste Pflicht hielt. Und ich tat es. Ich entdeckte das Verbrechen, langsam, Monat für Monat. Ich entsühnte das Dorf. Die Leute konnten wieder atmen. Aber ich zahlte es mit dem Tode der schönen Pastorsfrau und deiner Schwester. Der Fluch der Wahrheit lenkte sich auf unser Haus. Wer Wahrheit sucht, wird auf der Erde stets verflucht. Wenn wir nachher nach Rheinsberg fahren, will ich es dir erzählen.

✲

Als wir am Nachmittage in den alten Forst einbogen, fingen die alten Bäume den schnöden Westwind auf. Kein Wagen begegnete uns, kein Bahnpfiff war zu hören. In fast vierzig Jahren war nichts verändert in diesem verschlafenen Winkel, der in Frieden zu träumen schien.

Da begann mein Vater zu erzählen:

Von meinem Nachbar Weger, dessen Sohn uns heute bewirtete, konnte ich nach vielem Zaudern, vielem mißtrauischen Stocken wenigstens so viel erfahren, daß die Tochter eines Tischlers, Marie Behn, im Braminsee gefunden worden sei, im selben See, dessen kieferngeschmückte Ufer deinen Blick heute morgen im Pfarrhause so fesselten. Du nanntest ihn einen Bürgen des Friedens. Nun, damals barg er eine Leiche. Sehr bald nach dem Funde sprang das Gerücht des Mordes auf. Ob dies schon vor der gerichtlichen Untersuchung entstand oder erst später, weiß ich nicht. Jedenfalls kam nichts heraus; die Sache ward niedergeschlagen.

✲

Aber die Verwandten setzten die unerhörte Grabschrift auf das Kreuz, die du heute selber lasest, ein Hohnschrei gegen alle menschliche Gerechtigkeit.

Die Luft in der Gemeinde war schwül, stickig, ich sagte es ja schon. Ich wußte, was meine heutige Pflicht war. Und als die Leute endlich merkten, daß ihr neuer Pastor ein ehrlicher Kerl sei, kamen sie langsam mit der Sprache heraus. Der eine erzählte dies, der andere das, ich merkte, ihr Inneres war ganz erfüllt von dem ungesühnten Verbrechen. Schon damals war mein Gedächtnis schlecht, ich schrieb mir deshalb, nach Hause gekommen, jede Aussage, jede einzelne Bemerkung auf. Ich besuchte nicht nur die Leute in Dorf Zechlin, sondern auch in Weißglashütte

und Flecken Zechlin, zumal die Spuren zweier Mörder dorthin führten. Und siehe, als ich die Stückchen aneinanderlegte, entstand ein Mosaikbild von erschrekkender Deutlichkeit.

✲

So war das Bild:

In Dorf Zechlin lebte ein reicher Bauer, namens Monke. So rechtschaffen er war, so wenig war es seine Schwester Elisabeth. Ob der Hochmutsteufel sie verdorben und zu dem unseligen Anschlag verleitet hat - ich weiß es nicht. Im Hause lebte damals auch der Bruder des Mannes, August, eigentlich ein Bäcker. Die drei kamen jeden Sonntag in die Kirche. Du wirst nachher verstehen, daß mir jede Predigt damals wie eine Farce vorkam. Ich hätte oft aufschreien können, wenn ich sie unten sitzen sah und das physische und psychische Abrücken der noch Ehrlichen bemerken mußte.

Eine andere Schwester Monkes war verheiratet im Flecken Zechlin an den Kaufmann August Wasser. Nie wieder bin ich an Familie und Blut und Rasse so irre geworden, wie in dieser Zeit. Liegt alles nur an der Gelegenheit? Sind wir alle Schurken? Das radikal Böse hatte mich stets beschäftigt. Hatten die anderen wirklich recht, physisch und psychisch abzurücken? Hatte ich recht, mich auf der Kanzel, ich der Jüngling, erhaben, lehrbefestigt, sündengeißelnd zu gebärden?

Der Bauer Monke ehrlich; Bruder und Schwester Halunken, wie die späteren Ereignisse bewiesen. Ähnlich bei Wassers. Vom Vater ging das Gerücht, daß er seinen alten Vater, als der ihm zu lange lebte, von der Bodentreppe gestoßen habe. Er kam unten tot an, aber der arme Mann war natürlich heruntergefallen. Ein reiches Begräbnis zeigte die Trauer der Familie. Ich mochte dies Gerücht nicht glauben, aber man sieht doch, was die Leute ihm zutrauten. Dieser Vater Wasser hatte neben dem Kaufmann August, der mit einer Monke verheiratet war und sich später als ..., doch ich will nicht vorgreifen ..., einen anderen Sohn, der war Pastor. Aber da muß ich doch vorgreifen, denn es war eine meiner schwersten Stunden, als dieser Pastor zu mir kam und mich fragte, ob ich nicht das Los seines Bruders, der durch mich im Gefängnis saß, mildern könne.

Der Pastor machte auf mich den besten Eindruck. Er wollte mich in keiner Weise beeinflussen. Aber ich mußte ihm alles abschlagen, auch die Antwort auf seine Fragen nach den näheren Umständen. Ich sehe ihn noch den Gartensteig entlangwanken. Es war ein sonniger Sommermorgen. Die Glocken läuteten gerade Mittag.

Ich mußte mich ans Fenster stellen und ihm mit den Blicken folgen. Dann glitten meine Augen hinüber zum Trutzbau der Feldsteinkirche. Und furchtbare Zweifel stürzten sich auf meine Seele.

✲

Doch zum Bilde! Der Bäcker August Monke hatte Marie Behn zur Braut oder Geliebten. Sie hatte ein Kind von ihm, und er soll sie wirklich geliebt haben und haben heiraten wollen. Aber da trat der Satan dazwischen in Gestalt seiner Schwester Emilie. Die reichen Monkes mit den reichen Wassers verbunden, und dies arme Tischlerkind? Sie wandte sich an einen zweiten Satan, den alten Wasser. Und diese beiden lenkten das Drama hinter der Szene.

Das Mädchen erwartete zum zweiten Male ein Kind. Nun begann wohl ein furchtbares Spiel. Heiratete sie August, so beschimpfte er die Familie; heiratete er sie nicht, mußte er für zwei Kinder sorgen. Furchtbare Ausgabe! Gänzlich unnütz. Und es gelang. Sie stimmte sacht den verliebten Bruder um; der alte Wasser, ihr treu zur Seite, wirkte auf seinen August. Um aber ja ganz sicher zu gehen, ward noch ein dritter August aus Flecken Zechlin gedungen, ein wirtschaftlich kleiner, aber körperlich großer, starker Mann. Die drei Auguste hießen sie auf der Anklagebank.

Hier spielte das Schicksal eines seiner Spiele. Gut, daß wir nichts davon wissen. Male es dir als Dichter aus, wie die beiden hinter der Szene hetzten, stichelten, berechneten. Oder laß es lieber! Was kommt dabei heraus?

Eines Abends mußte August Monke sein Mädchen in des Bruders Scheune locken. Er zog sie an sich. Es brannte kein Licht. Sie kannte ja den Ort. Und dort in der Dunkelheit ward sie erdrosselt.

Am nächsten Tage trugen die drei Burschen die Leiche in den Braminsee, den Bürgen des Friedens.

✲

So weit war ich etwa. Und damit war ich scheinbar auch zu Ende. Doch da trat das Schicksal selber auf den Plan.

Du warst damals ein Jahr. Es war im Mai oder im Juni 1881. Da wurde der dritte August (Schrader) in Flecken Zechlin schwer krank. Ein gewaltiger Karbunkel im Genick vergiftete seinen Körper. Er fiel in Fieber und phantasierte unaufhörlich. Und merkwürdig! Zu dem wirtschaftlich kleinen Manne ging der reiche alte Vater Wasser, der hochmütige und hartherzige, und pflegte ihn! Er war von seinem Bett nicht wegzubringen. Natürlich fiel das allen auf; alle wußten ihn als ganz etwas anderes denn als einen barmherzigen Samariter. Indessen das Fieber war nicht zu bändigen. Und der alte Wasser mußte schließlich Ablösung selber wünschen. Doch wenn er nur einige Stunden Schlaf hatte, verjagte er die anderen Pfleger wieder. Er führte ständig fromme Worte im Munde und gab sich für einen Bekehrten.

Die Pfleger erhielten von ihm viel Geld. Aber schließlich drang doch manches Wörtlein aus der Krankenstube. Für mich war es das wichtigste, daß der Kranke in seinen Phantasien immer wieder rief, er habe es ja nicht getan, er habe ja nur die Beine gehalten.

Für mich war das genug, doch nicht für das Gericht. Inzwischen hatten die Verbrecher Verdacht geschöpft. Ich mußte sehr vorsichtig zu Werke gehen. In der Tat, als ich den Wärter und die Wärterin zu sprechen suchte, fand ich zwei völlig Verängstigte. Die schienen sich ihres Lebens nicht sicher zu fühlen. Vor allem hatten sie das tiefgewurzelte Mißtrauen des Volkes vor dem Gericht. »Nein, vor das Gericht gehen wir nicht«, wiederholten sie auf plattdeutsch immer wieder. »Das Gericht ruiniert die Ehrlichen und steht den Halunken bei«. Ach, Jura als Menschenwerk hat wohl jeder einmal erfahren. Das Mißtrauen ist schon berechtigt. Vor hundert Jahren verurteilte das Gericht noch Hexen, juristisch! Jetzt sind nur andere Formen. Der Instinkt des Volkes ist fein. Wie schwer wurde es mir, der mit ihnen fühlte. »Wer sich nicht scheut, sich als Halunken zu bekennen, kommt immer frei. Wie viele wurden schon unschuldig zum Tode verurteilt. Das geschriebene Recht ist die Sicherheit der Schufte.« So klang es aus ihren schlichten Worten.

Ich mußte mein ganzes pastorales Rüstzeug aufbieten. Damals galt das noch. Wie schwer es mich selbst zu Boden drückte, damals! Sie hätten ja ein ruhiges Gewissen, sagte ich immer wieder, und das Verbrechen müsse gesühnt werden. Mußte es wirklich? Ja, alle Welt wünschte es ja. Dieser letzte Grund zog endlich. Man gab zu Protokoll. Es war nach der Kirche. Die Predigt war mir wieder in der Kehle steckengeblieben, ich vertrat den Pastor im Flecken

Zechlin. In Amtstracht nahm ich das Protokoll auf. Man bestätigte das Phantasieren des Fiebernden. Mir zitterten die Hände, als läge ich selbst im Fieber.

Keinem, nicht einmal deiner Mutter, hatte ich bis dahin mein Wissen um das Bild gesagt. Schwer war es, der überfeinen, fast medial Eingestellten meine innere Erregung zu verbergen. Jetzt mußte zudem gehandelt werden.

✲

Es war eine nordische Nebelnacht, da stahl ich mich von der Seite deiner Mutter und wanderte nach Flecken Zechlin. Ich weckte den Wachtmeister aus tiefstem Schlafe. Erst brummte er, dann saßen wir bis zum Morgen zusammen. Er hatte auch mancherlei gehört, was die Steinchen meines Mosaikes fester kittete. Wie ein Dieb schlich ich vor Tage unbemerkt von dannen.

Nun er die Fährte hatte, nahm er sie auf und brachte bei gutem Spürsinn viel feste Nachricht. Aber wir mußten äußerst vorsichtig sein, sonst wäre alles noch zu guter Letzt mißlungen.

✲

Als Handelsmann verkleidet, kam der Kriminalkommissar aus Berlin. Deine Mutter fühlte jetzt vieles. Doch ich schwieg. So gingen einige erregte Tage hin. Da, es war der vierzehnte Juli, wir waren beim Ober-

förster im Flecken eingeladen, bei prächtigen Freunden. Etwa gegen elf Uhr fuhren wir nach Hause. Es war eine der seltenen nordischen Sommernächte mit aller Kraft und aller Pracht des Gebens. Wir kamen am Haus des Kaufmanns Bieberstein vorüber. Es waren Freunde von uns. Auch so ein Roman. Sie war Pastorentochter, ihr Bruder war Marineoffizier. Der Pastor erbte von einem Schiffsreeder Millionen, weil er dem einmal gründlich die Seele umgekehrt hatte. Aber nach kurzer Zeit verlor er wieder alles. Er wußte nicht mit Millionen umzugehen. -

Plötzlich kam der Kommissar aus dem Hause und bat mich dringend hineinzukommen, sie hätten Alma Paters vor. Ich sehe noch den erschreckten Blick deiner Mutter. »Um Gottes willen, was ist los?« rief sie. »Laß ab, laß ab!« Ich beruhigte sie, so gut es ging, und bat sie, draußen in der linden Sommernacht im Mondenschein zu warten.

Wer war Alma Paters? Die Hauptperson des Dramas. Dienstmädchen bei Monkes, als der Mord geschah. Sie stammte aus Dorf Zechlin, geistig reichlich befangen, aber doch von gesundem Menschenverstand, dabei ehrlich und wahrheitliebend. Jetzt diente sie bei Biebersteins; Monkes hatte sie fluchtartig, wie gehetzt, verlassen. Ich sehe noch das Bild, als ich die Stube betrat: Das Mädchen völlig in Verzweiflung, der Kaufmann, der Wachtmeister, der Berliner, der unaufhörlich auf sie einredete. Er hatte richtig erfaßt, daß mit einem Geständnis des Mäd-

chens alles gewonnen war. Und er wollte gewinnen. Er.

Ich hörte etwa eine halbe Stunde das Gewäsch des Kommissars mit an. Es war ganz unerträglich dumm. Er schüchterte das arme Mädchen nur mehr und mehr ein und legte selber einen Reifen um ihre Brust.

Ich ging zu deiner Mutter hinaus, versprach ihr alles später zu erzählen und bat sie, allein zu fahren. Sie tat es ohne weitere Worte. In tiefer Liebe schaute ich ihr nach.

✲

Nun sollte auch ich mein Heil versuchen. Aber ich sah die Furcht des armen Kindes. Da schickte ich die drei Männer ziemlich schroff hinaus. Ich setzte mich neben sie, ergriff ihre Hand, streichelte sie und beruhigte sie zuerst. Dann sprach ich als ihr Seelsorger. Ich sorgte mich wirklich um ihre Seele - wie um die meine. Wie von selber kamen ruhige, freundliche, herzliche Worte aus meinem Innern über meine Lippen. Ich fühlte ihren Kampf, das Spiel von Wunsch und Furcht, von Loslassen und Behalten. Und dann fragte ich sie, was ja als Bild vor meiner Seele stand, was ich aber bisher nicht mit ihr in Zusammenhang gebracht hatte. »Nicht wahr, Alma, du hast die Ermordete gesehen in der Scheune? Sag es mir doch! Dann bist du deine Last los.«

Da lehnte sie den Kopf an meine Schulter und sagte

sacht mit einem Seufzer: Ja, Ihnen sag ich es. Ich habe sie gesehen.

Ich fühlte, wie eine Last von zweien zu Boden sank. Endlich der Beweis. Endlich Erlösung.

Und nun mache dich ganz frei, sagte ich, erzähle!

Da erzählte sie, plattdeutsch, fließend: Am Abend (es war 1878), da kamen August Wasser und der andere August, der Schrader, aus dem Flecken, zu uns. Und dann gingen sie durch die Küche aus der Achtertür zum Hof. Und dann kamen sie wieder in die Küche. Ich mußte ihnen Wasser und ein Handtuch geben. Sie wuschen sich die Hände und gingen in die Stube. Das Wasser war rot. Und das Handtuch auch. In der Stube wurde viel geflüstert. Ich legte mein Ohr ans Schlüsselloch. Der Bauer war im Wirtshaus. Am andern Morgen sagte Emilie, ich solle nicht in die Scheune gehen und brauche kein Stroh von dort zu holen. Ihr Bruder wolle dem Vieh selber streuen. Da wurde ich neugierig. Und als es niemand sah, wutschte ich in die Scheune. Mich kam eine große Angst an. Eine Krippe war halbhoch mit Stroh gefüllt. Zwischen den kleinen Bündeln lag ein großes. Es zog mich fast dahin, und als ich es hochheben wollte, was sehe ich - den Kopf von Marie Behn.'

So waren die dunkeln Gerüchte in das Dorf gekommen.

Als ich sie fragte, warum sie mir das nicht vor den anderen gesagt hätte, sagte sie, aus Furcht vor dem

Gericht. So ängstigt sich noch heute die deutsche Seele vor dem römischen »Recht«.

✲

Der Wachtmeister und der Kommissar gingen sofort ans Werk. August Wasser und der dritte August wurden sofort verhaftet. In einigen Stunden wollten sie in Dorf Zechlin sein, um Bruder und Schwester Monke zu verhaften.

Es war ungefähr ein Uhr geworden. Als ich aus dem Haus trat, hielt mein Wagen mit dem Nachbar vor der Tür. Zu Hause fand ich deine Mutter, die aufgeblieben war. Sie faßte sachte meine Hand und führte mich an das Sofa. Es war ein hartes Möbel, doch heute kam es mir wie Daunen vor. Daheim. Vom Bann erlöst. Ich zitterte. Sie legte ihren schönen Kopf an meine Schulter, an der vorher das Haupt des armen Mädchens gelegen hatte. Und ich erzählte. Zum erstenmal und alles. Und mein Zittern wich. Um vier Uhr hörten wir einen Lärm im Dorf. Wir wußten, was es zu bedeuten hatte.

✲

Die Gerechtigkeit ging ihren Gang. Es wurden neunundsechzig Zeugen vernommen, alle von mir ermittelt. Dann ward die Anklage erhoben.

Am fünften September kam eine Kommission nach Dorf Zechlin. Die Ermordete wurde ausgegraben. Schon lange war übrigens das Gerücht lebendig, daß der Arzt damals vor drei Jahren bestochen worden

sei. Ich habe es nie geglaubt, aber die Leute glauben es noch heute. Ich habe Gerüchte stets gehaßt. Und doch bekam ich alles durch Gerüchte heraus. Auch so einer der Widersprüche. Der Arzt mußte jedenfalls auch vors Schwurgericht.

Das tagte vom siebenten bis zum fünfzehnten November in Neuruppin. Der Siebente war ein Montag. Alle Zeitungen Deutschlands brachten den Zechliner Mord. Am Sonnabend, den zwölften November, erhielt ich Urlaub nach Hause unter der Bedingung, auf ein Telegramm hin am Montag sofort wieder zu erscheinen.

Ich nahm ein Mietsfuhrwerk. Etwa um Mitternacht kam ich im Pfarrhaus an. Ich klopfte ans Schlafstubenfenster und bat um Einlaß. Noch heute höre ich die Stimme deiner Mutter, wie sie drinnen jauchzte. Wieder war nicht an Schlaf zu denken.

Müde und doch überwach, entschloß ich mich, um neun Uhr zu predigen. Alle anderen Zeugen waren noch in Neuruppin. Wie ein Lauffeuer war es durchs Dorf gegangen, daß ich da wäre. Als ich in die Kirche trat, waren selbst die Gänge besetzt. Nie habe ich je wieder eine so aufmerksame Gemeinde gehabt. Und da - da fühlte ich es wie ein Bad. Ich fühlte mich selbst entsühnt. Und nie wieder habe ich je wohl so aus innerer befreiter Brust gepredigt, wie an diesem kalten Novembermorgen - von dem Walten Gottes habe ich gepredigt. War es wirklich das Walten Gottes??

✲

Ich brauchte nicht wieder nach Neuruppin zu reisen. Dafür kam ein anderes Telegramm. Mein bester Freund, mein Leibbursch aus meiner Landsmannschaft, war plötzlich gestorben. Er war kurz zuvor bei uns gewesen, hatte sich auf der Heimreise erkältet. Lungenentzündung.

Ich fühlte einen Schlag von eisiger Hand. Ich kannte damals noch nicht das furchtbare entsetzliche Gesetz des Lebens. Als ich zur Beerdigung nach Sorau fahren wollte, erhielt ich ein Telegramm, daß die drei Mörder zum Tode verurteilt seien.

Ich fuhr. In Berlin nahm ich einen Gasthof am Stettiner Bahnhof, aß und las die Zeitung. Da hörte ich laute Unterhaltung. Gegenstand: die Schwurgerichtsverhandlung, die alle Zeitungen füllte, und der Zechliner Pastor. Ja, der sei klüger als die Polizei. Und pfiffig, dieser Kerl. Hätte ich mich zu erkennen gegeben, hätten sie mich entweder als Schwindler verhauen oder auf einen improvisierten Thron für kurze Dauer erhoben. Es stünde alles ja wundervoll beschrieben im Tageblatt. Ich ließ mir die Zeitung geben. Und was las ich? Niemand konnte die Hauptzeugin zum Reden bringen. Da hat der schlaue Fuchs, der Pastor, zu diesem Zweck ein Liebesverhältnis mit ihr angeknüpft. Und in einer einsamen Laube, in einer Kosestunde - der Mondenschein war nicht vergessen - habe er ihr das Geheimnis entlockt.

✲

Da ich einmal dabei bin und wir noch eine Viertelstunde zu fahren haben, noch ein Vorkommnis. In der Nacht in Berlin hatte ich mein erstes und einziges Hellgesicht. Die Nerven waren wohl so in Spannung, daß an Tiefschlaf nicht zu denken war. Diese Spannung war auch wohl die Ursache des Gesichtes. Mir träumte, oder ich sah folgendes: Die Schwester des Verstorbenen nahm mich bei der Hand und führte mich eine Treppe empor in ein Schlafzimmer. »Bevor wir ihn der Erde übergeben, möchte ich noch kurz etwas erledigen«, sagte sie, »hier sind wir allein. Sie schulden meinem Bruder noch tausend Mark; wir wünschen, daß Sie sie als Andenken nehmen. Und hier diese goldene Uhr geben Sie ihrem Hans. Er ist ja meines Bruders Patenkind. Mein Bruder trug sie stets.«

Ich fuhr nach Sorau. Ich war nie dort gewesen. Du weißt, ich bin kein Schwärmer, mehr Realist als alles andere. Doch wie ward mir, als eine Viertelstunde vor der Beerdigung die Schwester meine Hand ergreift? Die Treppe ... woher kannte ich sie denn? und das Schlafzimmer? Ich kannte ja jedes Möbel hier, wo ich nie gewesen war! Und nun sprach sie. Und dieselben Worte ... »Mein Gott, Herr Pastor, Sie werden ja leichenblaß«! rief sie plötzlich erschrocken.

In der Tat, mir schwindelte. Sie lief nach einem Glase Wasser. Als ich wieder zu mir kam, hatte ich in der einen Hand den zerrissenen Schuldschein, in

der andern die goldene Uhr. Ich sehe, du trägst sie heute noch.

✲

Zum Schluß. Emilie Monke bekam zwei Jahre wegen Meineids. Ebenso ihr Bruder, der Bauer, den sie in seiner Torheit wohl einfach beschwatzt hatte. Der Arme zog die Folgerung und erhängte sich im Gefängnis.

Die drei Mörder leugneten standhaft und wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Weil ich die Hauptschuld - vielleicht war's wirklich Schuld - an der Aufdeckung des Verbrechens trug, wurde ich mündlich und schriftlich während der Verhandlung und noch lange nach ihr vor der Rache der Angehörigen, vor allem vor dem alten Wasser gewarnt. Ich möchte ja nicht abends nach Flecken Zechlin gehen oder fahren, der Wald sei dicht und verschwiegen.

Auch erhielt ich einen Zettel: der nächste wäre ich, wenn die drei ihre Strafe abgebüßt hätten.

Furcht war mir stets ein unbekanntes Ding. Ich fühlte mich sicher in meines Herrgotts Hand.

Auch heute noch, nachdem die Mörder nach fünfundzwanzig Jahren längst freigekommen sind. Auch damals, als ein Jahr später deine Mutter starb und die Schwester ihr folgte, als ihre Verwandten mir das ganze Heiratgut deiner Mutter stahlen.

Nur in Zechlin konnte ich nicht mehr bleiben. Ich weiß, du hättest bei alledem viel gegrübelt über Zusammenhänge; mir liegt das nicht.

Ich lud dich und den Hund in einen Omnibus. Und so kam ich als Witwer einer einst reichen Frau, um alle Liebe und alles Geld gebracht, als armer Mann aus dem Juwel Zechlin ins öde Löwenberg. Freilich, du siehst das Dorf ja anders, denn es war deine Jugend.

Aber ehe ich Zechlin verließ, verbrannte ich den gewaltigen Aktenstoß, der meine Aufzeichnungen von dem Mord enthielt, eine zweijährige Arbeit. Ich habe mich manchmal hinterher gefragt, warum ich's tat.«

3.

Jüngst war ich wieder in Zechlin mit Bekannten, die von all diesem wußten. Während ich das gepflegte Grab des hochgelegenen Friedhofes betrachtete und allerhand dabei dachte, fragten sie einige der Gräberpflegenden nach meiner Mutter. Etwas über drei Jahre war sie hier, und wie lange ist das schon her. Aber überall dieselbe Antwort. Die Alten sagten plattdeutsch: Ja, die vergessen wir nicht. Das war die schönste Frau der ganzen Umgebung. Wenn die in Rheinsberg war, war alles hinter ihr her, und in Neuruppin waren die Offiziere in sie vernarrt. Aber sie war eine gute treue Frau, die beiden lebten gut miteinander.

Und die Jungen sagten: Ja, von der spricht man ja

noch immer, muß ja eine bildschöne und gütige Frau gewesen sein!

Und das muß mit zweiundzwanzig Jahren sterben! Schicksal, gewiß. Aber heraufgeführt durch einen Arzt. Und da es sich ja um ärztliche Novellen handelt, soll es erzählt sein, da es Schlaglichter wirft auf die einmalige Konsultation der Berühmten. Glücklicherweise nicht alle, ja, es sind nur wenige so. Aber hier hatte der Ordinarius das Leben einer schönen Frau, das Leben ihres Kindes, das Glück ihres Mannes und die Mutterlosigkeit des Jungen auf dem Gewissen.

Ich will seinen Namen verschweigen. Berlinische Berühmtheit, überaus liebenswürdig, stets die eigenen Hände reibend oder die der Frauen tätschelnd, immer im schlechtsitzenden Gehrock. Damals sprach alle Welt von ihm; heute spricht kein Mensch mehr von ihm.

Damals war er einer der Versessenen und Ordinierten; heute zählt er zu den Vergessenen oder Subordinierten, soweit man seinen Namen überhaupt noch kennt, wie den so vieler Würdenträger, die Würdenträger aus dem trägen System heraus wurden und werden.

Meine Mutter bekam nach meiner Geburt Blutungen; mein Vater fuhr mit der Pastorfrau vom Lande nach Berlin, damals eine mehrtägige Reise, hin zu der deutschen Berühmtheit. Schmalziger, tätschelnder Empfang. Untersuchung. »Kleine Geschwulst (Myom), aber wegen des neu zu erwartenden Kindes

nicht die geringste Gefahr. Sie brauchen nicht einmal den Arzt zu rufen, schöne, strahlende, junge Frau. Alles Gute! Und eine fröhliche Geburt!«

Mein Vater legte einige Goldstücke auf den Tisch und ging mit seiner schönen Frau fröhlich zu Hiller. Damals war er, durch sie, noch reich.

Dann kam die Stunde der Entbindung. Das Myom saß unglücklich oder war gewachsen; jedenfalls sickerte Blut und Blut. Die Hebamme wußte sich nicht zu helfen. Man telegrafierte nach dem Arzt. Nach sechs Stunden kam er auf seinem Pferdefuhrwerk angehumpelt - die Frau hatte sich inzwischen verblutet.

Eine geschickte ärztliche Überwachung, eine einfache Tamponade hätte die Frau noch viele Jahrzehnte am Leben gelassen. Jetzt war da ein Sarg, ein völlig versteinter Mann, ein verwaister Junge, ein dem Tod geweihtes Neugeborenes, weil keines an ihm noch Anteil hatte. Meine kleine Schwester starb nach einem halben Jahre an mangelnder Pflege.

Schuld? Ja! Und dreimal ja. Verantwortunglosigkeit eines ordinierten Poseurs. So, eine kleine Pastorsfrau aus weltentlegener Gegend! Pah!

Glücklicherweise sind nur wenige so.

✲

Wir gingen dann auch zum Grabe von Maria Behn. Der frühere, die ganze Inschrift tragende Querbalken des Kreuzes, früher unverletzt, war zerschlagen, offen-

bar in vier Teile. Wir fanden nur zwei davon. Offenbar hatte einer mit dem Hammer den Querbalken zertrümmert, vor allem die Worte:

»Von bekannter«

Wer mag das gewesen sein?

Italienne

I.

Er war Italiener, Sohn reicher Eltern. Man sagt, in Italien gibt es keine Tierliebe. Aber wie Leben allüberall Gegensätzlichkeit ebenso wie Gesetzlichkeit ist, was wir Polarität nennen, so sind auch die Äußerungen dieses Lebens polbedingt gegensätzlich und gesetzlich. Wo sogenannte tierische Bestialität, ein ganz mißbrauchter Ausdruck, dem Tier gegenüber herrscht, wie in Italien, da herrscht auch zuweilen besonders gesteigerte Tierliebe. Der, von dem ich erzähle, hatte einen Hund, den er mehr liebte als sich selber, einen Pekinesen, den er sich selber aus China mitbrachte, als er dort die abscheuliche Strafexpedition mitmachte. Damals war er Offizier; dann wurde er, von dem chinesischen Erlebnis angeekelt, Student der Medizin.

Oft hatte ihn, den am Leben Gereiften, die Streitfrage der Gelehrten nach Seele oder Nicht-Seele, Geist oder Nicht-Geist der Tiere beschäftigt. Oft hatte er sich, naturnahe und naturverbunden, wie er war, entsetzt über die elende, menschliche Vorurteilsfähigkeit und Urteilslosigkeit der sogenannten Gelehrten. Die Notwendigkeit von Tierversuchen erkannte er damals noch an, obwohl er manchen Stimmen, die über die Alpen zu ihm drangen, im geheimen recht geben zu müssen glaubte, Stimmen, die behaupteten, daß die Tierversuche zu fünfzig Prozent erbärmliche Schinderei lebender Geschöpfe seien, bloß damit blasierten Stu-

dierenden von verwöhnten Professoren irgendeine banale Tatsache gezeigt würde, die ebensogut durch Referat oder noch besser durch Photo darzustellen ist. Stimmen, die sagten, daß ferner fünfundvierzig Prozent Unfug und belanglos sind, weil sie irgendeinem kleinen Anfänger zur Karriere notwendig seien. Daß somit höchstens fünf Prozent, der wirklichen Wissenschaft dienend, vor dem Richterstuhle des Lebens erlaubt seien. Die andern dienten dem geschäftlichen Wissen, dem Wissenschaftgeschäft.

2.

Daß die Tiere eine Seele besitzen, war für ihn eine Tatsache, an der höchstens ein seelenloser Mensch vorübergehen konnte, oder ein ausgemachter Narr, oder aufgeblasener Dummkopf. Dabei sah er ganz richtig, daß das Seelenleben unabhängig ist von Darwins Entwicklungtheorie. Denn nicht die nach Darwin dem Menschen am nächsten stehenden Klassen haben unbedingt das Vorrecht im Seelischen, sondern die Seelenbegabung springt. Möglich, daß die Berührung mit dem Menschen dabei eine Rolle spielt. Jedenfalls hat nicht der dem Menschen sonst am nächsten stehende Affe, sondern der seit Jahrtausenden mit dem Menschen zusammenlebende Hund den höchsten Grad seelischer Eigenschaften. Ja, keinem wirklichen Beobachter kann es wohl entgehen, daß der Hund den Menschen seelisch übertrifft.

Nora hat recht, wenn er von seinem Hunde sagt:

»An deiner Ganzheit maß ich meine Mängel.« Aber auch andere Tiere, aus ganz entfernten Klassen, haben ein erschütternd feines Seelenleben, wie der Elefant, das Pferd, der Seehund und mancher Vogel. Wie feinnervig das Pferd seelisch reagiert, weiß jeder Reiter. Aber auch andere Tiere, deren Seelenkraft mehr umhüllt ist von der größeren Musik des Lebens, können sehr wohl seelisch erweckt werden. Es kommt da immer nur auf die Geduld des Erweckers wie auf die seelische Begabung des einzelnen Tieres an. Denn am allermeisten spricht für die Seelenfähigkeit der Tiere der Umstand, daß Tiere derselben Rasse ganz verschiedene seelische Äußerungen von sich geben. Dabei unterscheiden sich die Unterrassen, wie bei den Hunden, schon als solche. Ein Spitz führt ein anderes Seelenleben als ein Pudel oder ein Pekinese. Und wenn man drei Pekinesen besitzt, dann hat man wiederum drei verschiedene Seelentypen. Ebenso wie man verschiedene Körpertypen hat. Es ist nicht anders als beim Menschen mit seinen Rassen und Einzelwesen.

Schwieriger ist die Frage nach dem Geist. Dieses fragwürdigste aller Körperinstrumente nimmt ja der Mensch in lächerlicher Überschätzung seiner selbst, sowie in noch lächerlicherer Überschätzung dieses Instrumentes allein für sich in Anspruch, obwohl es im Leben die meisten Menschen nicht beanspruchen oder gar nicht besitzen. Die unglückselige Zwiegespaltenheit ist Frucht des ungeheuer kümmerlichen In-

strumentes Geist. »Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens.« Warum? Eben weil der Geist so mangelhaft ist, daß er höchstenfalls Fragen des Lebens aufwerfen, sie aber niemals wirklich auswerten und beantworten kann. Der Geistferne lebt lustig drauflos; der Geistnahe scheitert immer irgendwie oder irgendwann.

Viel beschäftigte sich der Italiener mit diesem Problem und fand, daß auch hier von unklaren Predigern, die es an sich recht gut meinen, aber nicht geistig reiten können, viel verdorben ward und wird. Nicht jedes Tier hat Geist, ja, die wenigsten haben ihn. Und wenn sie ihn haben, dann in einer gewissen Verpackung, Umschnürung, Umhüllung. Man muß nur einmal, sagte er sich, die Augen meines Hundes ansehen, und man merkt, wie er gequält wird von dem kleinen Fünklein Geist, das er besitzt. Es möchte heraus aus ihm, aber es kann nicht. Genau so wird der Weise gequält von dem großen Funken Geist, den er besitzt; er weiß, daß er nicht ausreicht.

Oft stritt der Student mit seinen Kameraden oder Kameradinnen über den Geist seines Hundes. Die Frauen hatten immer das bessere Verständnis, ja oft das einzige: »Sie sind naturverbundener«, meinte er. Er erzählte: »Ich nenne es Intellekt, wenn ein Hund das tut, was ich jetzt schildere. Mein Pekinese kennt Wortbedeutungen. Wenn ich morgens sage: ‚ausgehen', läuft er zur Tür und freut sich. Wer kann sich seelisch übrigens so restlos freuen wie ein Hund,

und über welche Kleinigkeiten, über nur ein bißchen Liebe. Nur ein bißchen Liebe genügt, und das Tier ist selig. Daß ist so rührend, daß man darüber weinen könnte, wenn Weinen nicht abgeschmackt wäre. Man sollte auch nicht lachen; aber man sollte sich freuen, noch mehr: Man sollte strahlen über dieses strahlende einheitliche Gefühl, das dem Tier rein und ganz aus den Augen und aus jedem Gliede strahlt.

Sage ich aber das Wort ‚verreisen', so wird der ganze Ausdruck des Tieres anders; es springt in die Höhe, fängt an zu bellen, rennt an die Tür und ist völlig ungebärdig. Und sage ich dann noch das Wort ‚Lido', so weiß es sich überhaupt nicht mehr zu halten und macht Schwimmbewegungen. Und das soll kein Intellekt sein? Derselbe Professor, der morgens in die Messe rennt und einem rein von Menschen erdachten Kulte Reverenz bezeugt, einem Etwas, das völlig außerhalb jeder naturwissenschaftlichen Möglichkeit liegt, bekämpft hinterher die naturwissenschaftlich, einwandfrei feststehende Tatsache, daß das Tier nicht nur einen höchsten Grad von Seele, sondern auch einen gewissen Grad von Geist haben kann.«

3.

So schrieb er in sein Tagebuch; dazu fügte er folgendes Erlebnis: »Ich habe ein Grammophon und spiele viel darauf, denn mein Herz ist oft traurig über die Menschen. Niemals rührt sich mein Hund bei einer Platte. Musik ist ihm völlig einerlei. Er stammt

aber vom Lande. Ein halbes Jahr verlebte er dort und hörte alle Geräusche, auch den Sang der Vögel. Ich hatte nun eine neue Platte beschafft, die Vogelstimmen, vor allem Nachtigallen brachte, und zwar war es kein künstlicher, sondern natürlicher Vogelsang, der auf die Platte gebannt war. Ich ließ die Platte laufen. Und mit einem Male springt der schlafliebende Pekinese auf, elektrisiert, freudig und kläfft in ganz anderer Weise als sonst an dem Apparat empor. Und das soll nicht Intellekt sein?

Überhaupt, die ganz unterschiedlichen Töne, die der Hund hervorbringt! Ich kann mir nicht helfen, manchmal sehe ich ihn förmlich ringen, als ringe er um Worte, als müsse er sich verständlich machen, ein verzweifeltes Ringen, das Mitleid und Liebe weckt. Ich unterhalte mich dann regelrecht mit ihm. Es sind Töne, wie sie der Hund sonst nie ausstößt. Es ist bewußtes Ringen um die Sprache, nicht unbewußtes instinktmäßiges Bellen.«

4.

Eines Tages saß er mit seinem Hunde in einer Trattoria vor Bolognas Toren. Es war ein wonniger Tag. Die Mücken surrten, und die Bienen schwärmten, und die Blumen opferten verschwenderische Düfte. Er bestellte einen Orvietowein und fühlte dessen Balsamkräfte ihn durchpulsen. Da fiel ihm eine Zeitung in die Hand, auf deren Titelblatt Hunde abgebildet waren. Eine mit faschistischer Zeitrechnung, L'iea

zoofila e zootecnica. Darin schrieb ein Tierarzt, Doktor C. A. Girardon[1]) (vielleicht französischer Abkunft?), folgendes:

»Das einzige, was den fröhlichen Rhythmus meines Lebens störte und das noch heute auf meinem Gewissen lastet, war der Anblick eines armen Esels, der in seiner vollen Lebenskraft an das Marterbrett gebunden und festgemacht und gleichzeitig zehn oder zwölf Experimenten unterworfen wurde von seiten ebenso vieler unerfahrener Studenten, die die Handwerksinstrumente in den armen, zuckenden Körper, in jene lebende und schmerzempfindende Materie steckten und dabei ihre Witze ausließen und rauchten, wie wenn sie bei einem fröhlichen Spiele wären. Und ich, der von Natur sehr empfindlich bin und jeglichen Gewaltakt verabscheue - Eigenschaften, die leider nicht gewürdigt werden -, ich war unfreiwilliger Mitschuldiger jener grausamen Schar, die, tief über das Versuchsobjekt gebeugt, wie in der Vollziehung eines heidnischen Ritus versunken schien.

Der Körper des armen Patienten vibrierte unaufhörlich im Schmerzenskampfe, und aus seiner ganzen Haut trieften eiskalte Schweißtropfen, gleich Tautropfen, die der materielle Ausdruck einer unausstehlichen Qual waren. Und ich war nicht imstande, mich dagegen aufzulehnen, trotzdem ich darüber Empörung und Scham empfand.

[1]) Dr. Girardon gilt als einer der besten Tierärzte Italiens.

Warum hat jener grausame und aufgeblasene Professor, jener Torquemada, an diesem unglücklichen, auch Schmerzen fühlenden Geschöpf nicht auch die leichteste Anästhesie angewendet? Warum trachtete er nicht, die Qual jenes Lebewesens weniger schmerzhaft zu gestalten? Warum wurde auch jener Lebensüberrest, mit seinen blutenden Wundenmalen, mit seinen schrecklichen Verstümmelungen, schwankend und mit Fußtritten vorwärts getrieben und wieder in seinen Stand zurückgeführt? Weil er noch zu einer anderen Lehrstunde ‚dienen' mußte! ... Weil er uns noch das Brot der Wissenschaft liefern mußte mit dem Opfer seines Existenzüberschusses, und schließlich aus Sparsamkeit!

Und dieses Schreckbild, dieser wandernde Leichnam, mit den gräßlichen Wunden, mit leeren, fauligen Augenhöhlen, der Ekel und Schrecken erregte - und den der raffinierteste Verbrecher, der grausamste Wilde großmütig geopfert hätte - wäre zwei bis drei Wochen am Leben geblieben, um neue und kompliziertere und ‚weisere' Martern zu dulden, wenn eine plötzlich eingetretene, befreiende Infektion ihn nicht vorher seinen Henkern entrissen hätte. Wer kümmerte sich um das armselige Eselein!

Die Jahre sind vergangen, aber das System ist leider, den Gesetzen zum Trotze, geblieben, und ich frage die ehrlichen Menschen, ob man das mitten im zwanzigsten Jahrhundert noch dulden darf, und ob die Schule, die erziehen sollte, auf diese Weise den

Geist der neuen Generation vorbereiten soll, und ob diese Schule nicht eher anspornt, die Bosheit und das Verbrechertum zu verbreiten. Für mich ist das ein deutliches Beispiel von Barbarei, eine wirkliche Herabwürdigung von Pietät und Erbarmen, ein gefährlich beeinflussender Zynismus, ohne daß der Gesetzgeber die Größe des Verbrechens kennt, ein doppeltes Verbrechen, weil es vollzogen und gelehrt wird.

In den meisten Fällen handelt es sich um überflüssige, von einem vorübergehenden Gelüste eingegebene Versuche, von denen selbst der Experimentierende sich kein nutzbringendes Ergebnis verspricht, und die somit der Wissenschaft keinen Vorteil bringen. Diese Versuche werden gewöhnlich von verabscheuenswerten und gewissenlosen Dilettanten zum Zwecke der Prahlerei, wenn nicht gar aus wahrem Fanatismus, vorgenommen.

Denn leider hat sich bei den Massen der Vivisektiondilettanten, die an der Vivisektion Wohlgefallen finden, die Überzeugung eingewurzelt, daß die Tierversuche einen Verdiensttitel bilden und daß man nicht davon absehen könne, ohne die eigene wissenschaftliche Autorität und Lehrfähigkeit zu schmälern. Den Beweis lieferte mir ein Freund, ein Privatdozent, der, um sich von einer schon längst erkannten und bewiesenen physiologischen Tatsache zu überzeugen, achtundzwanzig Hunde gefoltert hat. Unnütze Qual!«

Und dann las er folgendes aus dem »Recht«, das

der Mensch dem Menschen ebensowohl aufzwingt wie dem Tiere:

»Gesetzlich aber ist keine Handhabe gegeben. Unser Gesetzgeber fußt noch so weit auf dem »Römischen Recht«, daß Rechte nur menschliche Wesen oder menschliche Gemeinschaften haben.

Ebensowenig wie ein »Tierquäler« nach unserem Strafgesetzbuch bestraft werden kann, weil er einem Lebewesen unrecht getan hat (sondern nur wenn er »Öffentliches Ärgernis« erregt, also einem Menschen einen unangenehmen Anblick bereitet hat), ebensowenig kann der bestraft werden, der sich an einem großen und heiligen Musikwerk vergangen hat.«

»Ja«, sagte er zu sich selber, erschüttert, indes seine Rechte liebkosend den Kopf seines edeln Hundes kraulte. »Ja, dasselbe las ich ja jüngst aus Deutschland auch, von herausgehobener Stelle. Jedenfalls für uns Italiener herausgehoben. ‚Invidia germanica' sagte ja schon unser alter Landsmann Tacitus. Je rassereiner, um so größer der Neid der germanischen Rassenfanatiker auf ihre Rassengenossen.

Jedenfalls ist es furchtbar, so etwas zu lesen«, sprach er zu seinem Hunde. Der sprang ihn an, schaute ihm in das plötzlich zerfurchte Antlitz und rieb mit leisen, klagenden Tönen seinen schönen Kopf an den schlaff herabhängenden Händen des Herrn. Eine große Müdigkeit stritt sich mit einer aufschießenden Wut in dessen Seele.

5.

Er liebte seinen Hund; er lebte ihm. Da war der Hund eines Tages verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergeblich. Ein Unglück war kaum anzunehmen. Es war während eines Kollegs in der Arzneimittelkunde. Er hatte den Hund, sich mit ihm verständigend, vor dem Institut an einen eisernen Pfahl angeschlossen. Das Institut lag in einem großen Park, er hatte es schon oft so gehalten. Und jetzt war die Leine durchschnitten. Gemeine Hundefängerei. Er setzte zehntausend Lire als Finderlohn aus. Vergeblich.

Dann geschah es etwa nach vierzehn Tagen. Praktische Übung, hieß es, wo man auch einmal fragen und sagen und töten konnte.

Der Professor sprach; und er sprach überzeugend: »Ich zeige Ihnen hier die Wirkung bestimmter Stoffe auf die Haut des Hundes. Wie Sie sehen, ist er noch verbunden, er ist auch aus Barmherzigkeit des Augenlichtes beraubt, um die Geschwüre seiner Haut nicht zu sehen und auch um uns nicht zu sehen, die er doch anwedeln möchte, obwohl wir ihm nicht gerade etwas bieten, was zum Anwedeln ist. Allerdings ist bei den einzelnen Tierarten die Wirkung recht verschieden.

Völlige Narkose ist nur selten herzustellen. Ich habe schon bei großen Hunden das Lendenmark durchschnitten und weitere Versuche gemacht, wohlgemerkt, alles ohne Narkose.

Meine Herren«, fuhr er fort, währenddem er all diese funkelnden Dinge ins Wasser gleiten ließ, »ich habe auch schon Chloral versucht. Ich habe seinerzeit dabei Studien über Massage gemacht, indem ich an Quetschungen und Verrenkungen die Heilweise durch Massage anwendete. Man muß die Tiere zu diesem Zweck natürlich mit einer hölzernen Keule, auch etwa mit einer Steinflasche, aufs heftigste und lange wiederholt schlagen, ihre Gelenke umdrehen usw. Die Tiere schreien dabei natürlich auf, sie werden bewußtlos, sie erwachen, schreien wieder usw. Ich habe im Verlaufe dieser Studien aber aus verschiedenen Gründen auf jede Betäubung verzichten müssen.

Nun aber zu unserm speziellen Thema. Was dabei ausgedehnte Hautverbrennungen, bzw. Verbrühungen als Todesursache betrifft, so werden wir diese Dinge in der Folge sehr gut beobachten können. Herr Kollega Tschm in Berlin hat daraufhin eine Unmenge von Kaninchen, Fröschen und Hunden untersucht, um die Veränderungen des Blutes, des Blutdruckes und der einzelnen Organe festzustellen. Ferner hat Herr Kollega Welt z. B. Tiere in Wasser von fünfundvierzig Grad Celsius gesetzt, und es so lange weiter erhitzt, bis die Tiere daran unter Krämpfen starben, was oft Stunden in Anspruch nimmt. Über die Ursache des Verbrühungtodes kann damit allerdings keine Klarheit geschaffen werden. Auch das Vorgehen Werths - er übergoß Hunde mit Terpentinöl und zündete es dann an - muß als wenig

zweckmäßig angesehen werden. - Sie brauchen sich nicht zu viel zu notieren, aber das möchte ich übrigens noch bemerken: ‚Ätzungen auf der Haut des Tieres, mit Senfspiritus, der auf glattrasierte Flächen gegossen wird, das Übergießen mit konzentrierter Salzsäure, Verbrennen mit einem Glüheisen oder durch auftropfenden, brennenden Siegellack - alle diese doch sicher äußerst schmerzhaften Eingriffe rufen in der großen Mehrzahl der Fälle nicht die mindeste Änderung des Blutdruckes hervor. Sie können das nachlesen in Pflügers Archiv, Band fünfzehn. Ich empfehle Ihnen die Lektüre.‘«

Der Student erhob sich und fragte: »Herr Professor gestatten eine Frage: ich las bei einigen Professoren, daß Tierversuche durchaus nicht bindend seien für den Menschen. So soll ja die Tuberkulose des Meerschweinchens etwas ganz anderes sein als die des Menschen, so gibt es Tuberkelbazillenstämme, die Rinder töten, und solche, die Rinder gesund lassen. Darf ich mir die ergebene Anfrage erlauben, was denn dann die Tierversuche überhaupt für den Menschen bedeuten?«

»Lieber Herr Kollege, das überlassen Sie schon uns! Wo kämen wir ohne Tierversuche hin! Wir hätten in unsern Instituten ja einfach nichts zu tun, wenn wir nicht Tierversuche machen könnten. Man läßt uns ja an die Menschen gar nicht heran.«

»Und warum nicht, Herr Professor?«

»Ja, das ist doch der Segen des Spezialistentums.

Jeder beherrsche sein kleines Spezialgebiet. Aber das gründlich.«

»Gut«, sagte der Student, »aber schließt die Beherrschung eines Spezialgebietes die Allgemeinbildung aus? - Kann man nicht einmal allgemeingebildet in seinem Fache sein, ohne seinen Wert als Spezialist zu verlieren? Und kann man nicht überhaupt allgemeingebildet sein?«

Der Professor lachte: »Na, Sie sind ja Philosoph. Sie denken da wohl an bestimmte Persönlichkeiten. Sah ich neulich doch selbst in der ‚Schweizer Illustrierten' unter dem Titel ‚Universalgenies' das Bild eines hamburgischen Medizin-Professors neben Leonardo da Vinci. Unterschrift: ‚Einer der bedeutendsten Köpfe der Jetztzeit'. Ich habe mich halb schief gelacht. Ich kenne zwar Leonardo wenig, es ist auch wohl nicht allzuviel los mit ihm gewesen, aber diesen Zeitgenossen in eine Ebene mit ihm und anderen zu stellen! Was heißt denn Universalgenie? Unsinn. Es gibt nur Spezialgenie. Und überhaupt, was heißt Genie! Im übrigen, lieber Herr Kollege, hat die zuständige Stelle längst geantwortet. In unbegreiflicher Verblendung ging bei der Fakultät der Antrag durch, den Mann zum Ordinarius zu machen; es war allerdings eine knappe Majorität. Der hamburgische Universitätssenator lehnte die Ernennung ab. Also, jedenfalls ist, Gott sei gelobt, dieser außerordentliche Herr ein außerordentlicher Professor geblieben und wird nie »ordentlich« werden. Daran hin-

dert ihn schon sein Lebenswandel, seine Liebe zu Kunst, Schönheit und Anregung.«

»So?« fragte der Student. »Bismarck, Goethe, Mussolini, Schiller ... sie liebten doch alle dasselbe.«

»Junger Mann, ich sprach schon zuviel mit Ihnen. Der freie, auf ein Einzelgebiet eingeschworene Demokrat steuert dem wüsten Treiben des Genies, indem er Grenzen steckt, Pfähle der Achtung absteckt, sich aufopfert in restlosem Trieb nach Selbsterhaltung, wollte sagen im Trieb nach Selbstverwaltung, und ... nun ja, Sie verstehen mich. Wir kommen demnach zum Experiment mit dem Hunde. Im Namen der herrlichen Wissenschaft möge das Tier hereingeschafft werden. Vorher folgendes...«

6.

Ein Hund wurde hereingebracht. Er war angeschnallt. Aber als er die Menschen fühlte, wedelte er mit dem Schwanze. Man weiß, was das bedeutet. Ungeheures Vertrauen, gläubige Liebe, bedingunglose Hingabe an den Menschen.

Und dieser Mensch, dem sich das Tier hingab, sprach im Namen der Menschheit also: »Sehen Sie, meine Herren, wir machen jetzt das Tier starr, es wird einer Leiche gleichen. Dennoch empfindet es, und das ist die Besonderheit dieses Giftes, alles, wie ich Ihnen beweisen werde, ja, es empfindet es stärker als bei normalem Bewußtsein. Es kann sich nicht äußern, aber es hört und versteht alles, was mit ihm

vorgenommen wird. Ein großartiges Phänomen. Ein solches eigenartiges Gift ist etwas Gewaltiges.«

»Dies Gewaltige schafft doch wohl nur der Mensch«, sagte der Student. »Wem nützt es?«

»Nützen«, sagte der Professor. »Wer spricht von nützen? Wir sprechen von Naturwissenschaft. Und die Macht hat der Mensch.«

Eine Erregung hatte sich des Studenten bemächtigt, eine unerklärbare. »Nein«, schrie er, »die Macht hat die Natur; was wir schaffen, ist Wissenschaft, aber sie schafft kein Wissen. Wie albern wir uns benehmen, Herr Professor! Die edle Pflanze, die biologisch wertvoller ist als der Mensch, wir legen ihr Namen bei von völlig vergessenen armseligen Menschen, die sich Botaniker nannten und ihr Leben davon fristeten, daß sie die Pflanze zu studieren versuchten, allermeist recht kümmerlich. Linné, ein wirklicher Weltbotaniker, der es verdient, wählte die unscheinbare Moospflanze für seinen Namen; die großen Pflanzen prangen anstatt mit edeln Pflanzennamen mit den Namen kleiner Alltagsmenschen: Kochia, Rudbeckia, Bougainvillia und wie sie alle heißen. Das Instrument des Geistes führt den Menschen allerdings in die größte Verführung. Pfui über diese Albernheiten und Gemeinheiten. Eine reiche schöne Pflanze nach einem kleinen Menschen zu benennen, eine Pflanze, die tausend Geheimnisse mehr birgt als der Geheime Rat. Man denke sich eine Goethia oder Schilleria! Goethe und Schiller hätten das abgelehnt.«

»Und ich lehne Sie ab«, sagte der Professor und wandte sich ab. Er entfernte das Tuch, das den Hund umhüllte, und befahl die Instrumente. »Meine Herren«, sagte er dann gemessen, »Sie waren eben Miterleber einer hysterischen Szene. Vergessen Sie sie. Es ist alles gut, was wir machen. Das Tier ist für uns da; nicht wir für das Tier. Und gar die belanglose Pflanze! Nein, glauben Sie unserer Führung. Wir wollen die Wahrheit, die Klarheit. Und was ein gewisser Hamburger sagt, mag sich sehr geistvoll anhören - dumm ist der Kerl scheinbar nicht -, aber es hat mit dem tiefen Sinn des experimentellen Tierversuches keine Gemeinschaft, ebenso wie er mit uns keine Gemeinschaft hat. Und dabei hat er, bevorzugt durch bestimmte Glückszustände, mehr Tierversuche gemacht als wir alle. Er verfügt leider über große Freunde und Freundinnen und große Mittel. Verlassen Sie dies Manöver.«

Damit nahm er das Tuch von dem Hunde. Das Tier lag keuchend, dem Tode geweiht. Und da geschah es. Der Student sprang auf, scheinbar ein Besessener. »Mein Hund«, schrie er, »mein Foo! Ihr Hunde!«

Dann stürzte er sich auf das Tier und bohrte das Messer des Professors in das Herz des Hundes. Mit dem Messer in der Hand sprang er vor den Tierquäler. Es geschah alles sehr schnell. Plötzlich besann er sich. Er warf das Messer weg und, ein tadellos geübter Fechter und Boxer, der er war, versetzte er

dem Professor einen Kinnhaken, daß er besinnunglos hinstürzte.

Die Studenten verließen langsam den Hörsaal. Keiner faßte den Mutigen an. Nur eine. Eine hohe, ranke, liebe Frau, die ihn bisher nur mit den Augen berührt hatte. Sie konnte nicht anders: ihre gepflegten Finger gingen streichelnd und verstehend über sein schwarzes Haar.

Da sackte er zusammen, wortlos, kraftlos und doch von großen Widerständen angefüllt.

Seine menschen-medizinische Karriere war ausgespielt. Er und seine spätere Frau wurden die besten Tierärzte ihrer Zeit in ganz Italien.

Das Horoskop

I.

So kam es.

Sie waren Freunde geworden. Schwer, langsam. Er, der eine war Wissenschaftler, Wanderer auf Wegen, die vorher nie ein andrer ging. Die Natur auf Äußerungen zu ertappen, die vorher niemand sah, und sie zu Äußerungen zwingen zu können, zu denen vorher niemand sie gezwungen hatte, ist höher als Dichtung; ist höhere Dichtung. Dichtung in Mathematik und Leben. Irrationale Größen, Unbekannte, Negative, gefaßt im Dichten der eiseskühlen Klarheit der veredelten Vernunft, gezügelt durch den einzigen, der niemals schwärmt, durch den einzigen Künstler, einzig, weil er nie schwärmen kann: den mathematischen Verstand.

Der andere nichts als Maler. Groß, gut, fein, schön. Doch ohne Festigkeit, Ordnung zu schaffen. Wirr, unklar, unfrei, heute tobend, morgen lobend. Unzuverlässig im Geistigen; als Freund der Zuverlässigste von allen. Nicht frei in seiner Kunst, doch für jede Forschung offen. Nie eines ganz; immer in jedem etwas. Dabei ein außerordentlicher Zeichner, mit einer Hand von kaum dagewesener Treffsicherheit. So bannte er Natur auf das Papier; so bannte er aus allen Kunstschöpfungen der Welt das, was ihn ansprach, mit unsagbarer Sicherheit. Doch immer Kompilator, immer nur durch etwas anderes erregbar. Verdorben vielleicht durch die unselige Gabe der Meisterhand,

die schärfer zeichnete, als die chemische Platte des Apparates.

Sie hatten oft von Astrologie gesprochen. Die Meinung des Doktors blieb dieselbe; die Meinung des Malers wechselte tagweise. Einmal war er begeistert, beinahe kam es zum Duell, als man ihm widersprach; am anderen Tage bat er alles ab. Aufregung, Leidenschaft ohne Hintergrund, Wortleidenschaft des Südländers, der sich am stillen Platz erhitzt und stachelt und am nächsten Morgen zag zurückzieht. So war es oft gewesen. Der andere nahm anfangs alle diese Ausbrüche ernst, glaubte an sie, fußte auf ihnen, handelte gar nach ihnen, war folgerichtig. So trug er alle Feindschaft ein, die jener heraufbeschworen, und jener hatte ungestörte Nächte. Es war ja alles nur Erregung des »Künstlers«. Der »Künstler« braucht nicht Folgen zu ziehen aus seinen Worten. Stimmung entschuldigt alles. Eine schlimme Ethik, weil gänzlich unbegründet wie alle Ethik. Alle Ethik ist ja angstgeboren. Sie haben Angst, darum beängstigen sie die andern durch Truggebilde.

Sie blieben Freunde. Der Doktor empfand das Unmoralische der Stimmung, die jeden Lumpen deckt. Aber hier deckte sie eben einen Edelmann, der nur ungezügelt im Geiste und dabei noch so jung, so jung war. Der Doktor buchte alles, verzweifelte und lernte dennoch endlich verstehen, daß solche Leute, nimmt man sie ernst in ihren Worten, den andern ins Verderben bringen können. Nimmt man sie aber ernst als

Freunde, opfern sie sich auf. Das ist auch eines der vielen menschlichen Verhängnisse und Verhältnisse.

Sie hatten wieder über Astrologie gesprochen. Der Maler war Feuer und Flamme im Verhöhnen. Er hatte tags zuvor ein Werk gelesen, das Astrologie ablehnte. Er las viel, doch studierte nie. Sein Gedächtnis war wie ein Sieb. Der andere las weniger. Doch was er las, studierte er. Dadurch behielt er alles und beherrschte es. So war der Maler schließlich nicht nur einseitig, sondern ungeregelt; der andere universal. Nur Regelung schafft Universalität. Das weiß jeder, der Gärtner ist. Der Garten wird erst dann zur regelrechten Symphonie, wenn jedes einzelne nach seinem Recht geregelt ist.

Der Doktor widersprach. Man kam in nutzlosen Streit. Morgen bestelle ich unsere Horoskope, sagte er. Tu das, sagte der Maler, ich pfeife drauf. Ich bin ein Freier und ein Freier der Wahrheit.

Ich kenne das Gesetz der Seuchen, oder vielmehr, ich kenne es nicht. Ich weiß nur von merkwürdigen Einflüssen der Erde und des Weltalls auf Ausbruch, Anstieg, Abfall der Seuchen. Dies alles ist nur denkbar über die Konstitution. Und schließlich: sind es nicht die auswärtigen Kräfte, die unseren Lebenslauf bestimmen, so sind es die inwendigen. Die Richtungüberlegenheiten, Kraftdiagonalen der durchgelebten Lebensformen. Ich bin Migräniker und weiß, was jeder Witterungumschlag für den Leib und damit für den Geist bedeutet.

Ich bin Platoniker, sagte der Maler, das ist mir lieber als Migräniker.

Sehr wahr, aber gerade Plato übernahm die Lehre der Wiedergeburt. Siehe Staat, Buch 6 und 7 und 12.

Verfluchte Registrierung!

Gewiß. Aber Platos Phantasmen haben fürchterlichen Schaden angerichtet. Und da ist die Registrierung schon am Platze. Schon um das wenige Vernünftige zu retten.

2.

Die Horoskope kamen.

Der Doktor legte dem Maler das seine auf den Weihnachtstisch. Ein großes Manuskript, 215 Seiten. In Leder gebunden.

Der Maler lachte. Heute lese ich es nicht. Morgen vielleicht. Wie heißt denn dein Gestirn?

Venus.

Venus? Du, der so viel von heiligem Wandel träumt und allerdings die Frauenschönheit so hoch bewertet? Und Venus ist ja Glücksstern. Die Schurkerei der Menschen hast du oft mehr erfahren als andere; allerdings auch Glück, geboren aus der eigenen Leistung. Und der Aszendent?

Die Wage.

Die edle, gleichende? harmonische? - Geh mir! Doch halt, wie heißt mein Stern?

Sieh es nur selbst.

Der Maler blätterte. Falten zogen sich durch seine Stirn. Das Horoskop geht bis ans Lebensende? Wie

geschmacklos! Und mein Gestirn? Halt -- da ... Saturn. Saturn?

Ich kanns nicht ändern. Soll ich das Folio wieder an mich nehmen?

Nein! rief der Maler hastig und krallte seine Finger in das Leder. Weißt du, ich las ... doch, ich vergaß ... Ich muß dies lesen.

3.

Am zweiten Weihnachtstag kam die junge Frau des Malers zu dem Doktor. Völlig zerstört. Sie hielt sich an der Lehne eines Stuhles fest. Es ist entsetzlich, rief sie. Was haben Sie getan!

Ich?

Nein, gewiß nicht Sie. Aber das Horoskop. Nach drei Jahren bricht es ab. Tod.

Und er? Er lacht doch stets darüber.

Heut brütet er. Er ist verloren. Ich bin ein Weib und liebe ihn. Ich weiß, er ist verloren.

Nun, wenn er heute brütet, wird er übermorgen wieder lachen.

Doktor, diesmal täuscht Ihre Rechnung. Sie rechnen zu haarscharf, als daß Sie sich im Leben nicht überrechnen werden. Das Leben kennt nicht Rechnung und nicht Regelung.

Das niedere nein; das höhere einzig. Ich komme mit.

Der Maler war zweiunddreißig Jahre alt.

Sie fanden ihn mit seinem einzigen Kinde auf den Knien. Er sang die Weihnachtlieder in wilder Hetze und mit einer Stimme, drin die Tränen spielten.

Stumm gab er dem Freunde die Hand, drückte sie übermäßig. Schauspieler! dachte dieser und bat doch gleich dem andern den Gedanken ab.

Ein eigenartiges Gefühl, wenn man das plötzlich weiß! sagte der Maler.

Vermutung, lächelte der Doktor - Möglichkeit.

Kannst du das Schicksal ändern?

Nein. Aber ich kann seinen Lauf verstärken oder abschwächen. Das Schicksal stellt sich nicht auf ein bestimmtes Jahr ein, sondern auf die im Körper niedergelegten Gegebenheiten. Doch es gibt ein Zauberwort.

Wie heißt es?

Loslassen. Gewähren lassen.

Kannst Du das denn?

Ich hoffe.

Ja - dann - ja - dann vielleicht - doch - ich - ich - bin - gerichtet...

Durch einen Sterndeuter? Mensch, lache doch! Gerichtet durch einen armen Menschen?

Durch Gott!

4.

Eine entsetzliche Veränderung kam in des Malers Lebensführung. Ich muß die Zeit benutzen! rief er, ich muß mich heiligen. Drei Jahre! - Dann wieder rief er Weib und Kind zu sich und überhäufte sie mit Zärtlichkeit. Zu einer Arbeit war er nicht mehr fähig. Nach zwei Jahren war das letzte wertvolle Stück des Haushaltes verkauft. Die Frau wusch oder ging als Näherin in die vornehmen Häuser. Davon lebten sie.

Und von den Pfennigen des Doktors, die dieser sparen konnte. Er hatte selber wenig.

Da endlich hatte sich der Maler eines Tages - es war ein gräulicher Maientag, abscheulich kalt und regnerisch, wie stets im Norden - so weit vom eigenen Ich befreit oder so wenig, daß er fragen konnte, zum erstenmal: und was steht denn in deinem Horoskop?

Nichts Schönes.

Entsetzlicher als meines?

Deines ist lieb und schön. Der Tod ist Freund.

Der Tod?

Ist Freund, der große Wandler, der Öffner der Pforte.

Und du?

Ich hätte noch fünfundfünfzig Jahre zu leben.

Du Glücklicher!

Du Glücklicher!

Möchtest du mit mir tauschen?

Sofort.

Der Maler sah den andern forschend an, seine Wünsche gruben sich in dessen Fleisch. Er griff nach dem Pulsschlag seines Herzens, wie ein Dieb. Dann schlug er die Hände vors Gesicht und rief: wie schlecht man wird.

Nicht schlecht, nur menschlich, sagte der Doktor. Ich fühle deine Wünsche. Du greifst nach meinem Lose. Es gibt ein Mittel.

Laß, laß, ich will nicht elend werden.

Wenn wir loslassen, beide zur gleichen Zeit, mit

gleicher Kraft. Die Sterne sind nur Symbole. Den Weg bereiteten, den Weg bereiten wir uns selbst. Wer will ...

Ja, wer wollen könnte. Doch wir müssen ja.

Solange wir nicht den Willen mit dem Willen bekämpfen. Wie dem auch sei. Ich liebe keine Worte. Ich will dir helfen.

5.

Du bist verrückt, sagte der Maler als ihn der Doktor eines Morgens auf der Straße traf. Du strahlst; ich keuche.

Ich komme weiter, sagte der andere schlicht.

Durch das Orakel?

Durch das Symbol.

Wie soll ich das verstehen? Du, der Stürmische, sollst milde sein, zu Hause ein Verwandelter.

Gewiß, ich wurde plötzlich sehend. Es stimmte fast alles über mein früheres Leben. Doch das achte ich nicht; bin ich ja weithin kenntlich. Aber dann kam plötzlich ein Satz: »Glückliches, ehrenvolles Alter, allerdings überlebt er die Angehörigen um einige Jahre.« Alles Gefasel, daß Keime sich bei uns entwickeln; das Beste kommt stets plötzlich, im Überfall, im Anfall. Auch hier. Wenn dem so wäre! sagte ich. Ehrenvolles Alter, allein, und die Erinnerung an manche ungeduldige Stunde. Wenn ich die Mutter sehe, ganz in dem einzigen Kind aufgehend - das Rührendste und Schönste, was ich von Menschen sah. Dieses Aufopfern war ja höchstes Glück: das Mutterglück. Was fragt die Mutter nach dem Ende! Ihr

Opfer gilt der Stunde wie der Ewigkeit. Die Mutter kommt dem höchsten Gleichnis gleich: der Pflanze. Sie gibt sich aus, verwelkt, ganz einerlei, ob der Säugling zum Baume wird oder verdorrt. Sie neigt sich willig der Fügung und glaubt an Führung. Ich bin keiner von den verlogenen Trubadurs Europas, von den Armseligen. Aber die plötzliche Möglichkeit, daß jenes Horoskop zutreffen könnte, dies plötzliche Aufblitzen lehrte mich die Mutter meines Kindes lieben. Lehrte mich, sie als Mutter lieben, in ihr die Mutter lieben. Da ward es still in mir. Einer muß früher sterben als der Andere. Aber man soll schon zu Lebzeiten der Lieben leben wie ein Überlebender. Wie man ihr Angedenken einst ungetrübt geehrt und geweiht wissen möchte, so soll man mit ihnen leben, als sei es schon im Angedenken. Dann löscht das Flackerfeuer der Erregung aus: die Stunden sind geadelt. Warum das Tadeln an dem Andern, warum das Hetzen und Verletzen? Lieber alles adeln an dem Andern, lieber sich setzen auf den Thron der weiten Sicht, des langen Mutes. Die wenigen, die man heraushob aus dem Heere des Verachtens, hegen, umpflegen, daß ihr Abschiedsblick voll reinen Denkens sei.

Entsetzlich! rief der Maler. Wohin bin ich geraten! Die Meinen darben, weil ich nichts mehr schaffe. Und ich schaffe nichts mehr, weil ...

Du beleidigt bist -

Beleidigt? Worüber?

Darüber, daß auch du einst sterben mußt.

6.

Einige Tage darauf kam der Maler zu dem Freunde. Die Schläfenadern schlängelten sich ungewöhnlich dick und häßlich. Angst lag im Blick. Man hatte den Freund öffentlich in den Kot gezerrt. Man wollte ihn an den Lebensbrodem akklimatisieren, Geheime Räte benehmen sich zuweilen wie geheime Schufte.

Du bangst ja so um Leben, sagte er mit Haß und Hohn. Ich gebe dir gerne von dem meinen.

Gierig sogen des Malers Augen sich an seinem Munde fest. Ich weiß, du bist ein Magier.

Ein weißer, warf der andere höhnisch ein.

Schwarz oder weiß ... wenn du es wirklich vollbringen könntest ...

Faselhans! Auf Erden half noch nie einer dem Anderen. Niemand kann einem andern helfen; nur im Zeigen.

So zeige! Und der Maler warf sich, ein Gestörter, zu des andern Füßen.

Mensch, knirschte der. Verfluchtestes der Worte. Doch höre: verschreibe dich dem Satan.

Wie du willst!

Soweit ist es gekommen! Wie oft sprachen wir von den Symbolen: Satan - Gott. Nur Gottheit ist jenseits der Symbole. Pilgre zu ihr! Sie ist Satan und Gott zugleich. Den Satan hast du schon. Suche den Gott. Und dann schweiße sie zusammen, besser, hebe sie auf, entlade sie.

Hilf, rate!

Der Doktor sprach lange. Das Große, Reine siegte wieder in seinem Geist. Er weckte des Malers besseres Wissen, sein Gewissen. Doch still, behutsam tat er es. Er hatte einen Kranken vor sich. Die Kranken konnte er noch lieben.

Der Doktor brachte den andern in das Joch der Pflichterfüllung. Ich bin nicht ein Genie, rief der verzweifelt. So werde Anstreicher, entgegnete der andere. Kannst du die Lumpen auf dem Leibe der Deinen länger sehen?

Seit jenem Tage wurden auch die Farben in seinem Innern klar. Sie traten in Beziehung zueinander, verschmolzen, hoben sich ab, vergingen, entstanden wieder - eine Welt ward.

Eines Morgens schickte ihm der Doktor eine Zeitung. In Schneeverdingen war der Stadtmalermeister gestorben. Die Witwe bot das Geschäft zum Kauf an. Anzahlung zweitausend Mark.

Der Maler verstand. Er ging spornstreichs zum Doktor, lieh sich die zweitausend Mark. - Der Maler hatte vergessen, daß es fünf Tage vor seinem Tode war.

Und der Maler wurde wirklich Arbeiter. Man lobte den feinen Strich, der selbst beim Streichen eines Pfostens erkennbar war, lobte die feine Abstufung der Farben, wenn einmal mehr Farben gegeneinander gesetzt werden mußten. Selbst der stumpfsinnige Besteller sah eine ungewöhnlich gute Arbeit. Die Großstadt war so groß, daß den abgelegten Titel nie-

mand merkte. Kein Malermeister, kein Besteller kannte den Namen des einstigen Kunstmalers. In zwei Jahren waren alle seine Bilder von jedermann vergessen. Großstadt. Kleinstadt wäre dasselbe.

Eines Tages strich er eine Gartenpforte. Ein schöngetöntes Blau, einzelne Stücke mit matten graugrünen Farben abgesetzt. Man spürte eine Meisterhand, wie sich die Farben, dicker oder dünner aufgetragen, gaben. Da klopfte ihn ein Betrachter auf die Schulter: »Was, du? Was tust du hier?«

Ich sterbe.

Dies unvermeidliche Geschäft! Warum mit Willen es betreiben?

Um zu leben.

Verrückt wie immer! Lebe, nein sterbe wohl!

7.

An seinem horoskopischen Todestage übernahm er das Geschäft. Es war eine fröhliche Feier. Er lachte beim Grog, unbekümmert um die zermalmende Wirkung der Getränke. Nicht pereat mundus - pereat der Flitterstaat der ständigen Fastnacht! scholl es.

Das Geschäft blühte. Der Todestag war längst vergessen. Nur manchmal kroch ein Grausen nachts an sein Bett. Dann fuhr er nächsten Tages zur Großstadt, zum Freund.

Der hatte seinen Platz in der Dichtung längst den Bestallten geräumt, die auf Bestellung arbeiten, den hungrigen Gästen mit den großen Gesten. Er war

ganz in die Wissenschaft getaucht, unbekümmert um die Streber, die dort die Thrönchen zu erklettern suchten.

Ich glaube nicht zu gewinnen, wenn ich warte. Dies Wort von Plato, den er jetzt sonst beiseiteschob, war einst sein Weggenosse. Ich glaube nicht zu gewinnen, wenn ich warte, stand einst auf einem versiegelten Paket. Das lag auf seinem Schreibtisch. Er saß davor. Die Meisen, die er des Winters fütterte, flogen ans Fenster. Aber die gewohnte Hand gab keine Körner mehr. Der Mann vor dem versiegelten Paket hatte die Form getauscht. Mit eigenem gestrafften Willen. Er hatte das Gesetz, wonach er angetreten, vorwärts gepeitscht.

8.

Zehn Jahre war es etwa her nach dem Tage des Horoskopes. Seine Tochter hatte sich vor einem Jahr verheiratet. Auf dem versiegelten Paket lag eine Depesche: Glückliche Eltern senden viele Grüße. Ein Knäblein.

Die Frau, fein, klug, geworden, brach nicht zusammen. Sie hatte viel gegrübelt ob der Wandlung. Sie verstand; sie brauchte die Siegel nicht erst zu lösen.

Was soll der Brief! Sie wußte ja.

Ich glaube nicht zu gewinnen, wenn ich warte. Ich habe den Lauf vollendet Ich habe nicht Glauben, sondern Wissen gehalten. Warum um Menschenschicksal weiter bangen! Bangen um unser Kind, um unseres Kindes Kind, um dich! Durch Entsagen er-

reicht sich das Höchste. Ich habe mein Pfund gemehrt. Die eine Handschrift enthält das Mittel, den bösesten Würger unter den Bürgern der Krankheitwelt zu heilen, den Krebs. Die zweite enthält ein Menschheitdrama. Ich weiß es, denn es gab das Schicksal, als ich losließ. Ich bestimme: Beides wird an meinem Sarg verlesen. Mitschreiben ist verboten. Wer es auffängt mit dem Geiste, mag es verwerten. Doch ich zweifle, daß es einer faßt. Es sei denn ein unmündig Kindlein. Das aber wird's vergessen. Auch Krankheit liegt im Plan der Schöpfung. Wer Schöpfung liebt, muß auch die Krankheit lieben. Und des Menschheitdramas sind die Menschen niemals wert. Sie haben noch keines je, sie haben das ganze Menschheitdrama nie verstanden. Die beiden Handschriften, wenn sie vorgelesen, werden mit meinem Leib verbrannt. Das soll die Feier sein.

Habe ich losgelassen? Durch Entsagung erreichte ich das Höchste. Jetzt bin ich Herr des Schicksals und der Sterne. Siehe es dämmert. Was soll noch Leben, da alles, was zu tun war, nun getan ist? Ich glaube nicht zu gewinnen, wenn ich warte.

9.

Einige Tage darauf starb auch der Malermeister in Schneverdingen. Plötzlich, unerwartet. Er fiel von der Leiter. Eine Schar strotzend gesunder Kinder drängte sich um seine Frau an seinem Grabe.

Unterbrochen

Tanzmusik. Geputzte Frauen. Alberne junge Gecken. Einige ergraute Lordköpfe mit sichtbar pulsendem Jungblut.

»Na, dieser Vortrag könnte uns ja die Hemdbrust quellen lassen«, sagte der Professor. Kolbenheyer! Guter Name. Und nur wir Weißen sind die Weisenden, Weisen und Wissenden! Prachtvoll. Du siehst, Geliebte, was du an mir hast. Kein Indier, kein Jude, kein Chinese - all das ist ja schäbig -, sondern einen Weißen, der die Kulturwerkstatt gepachtet hat.

»Ja, aber der Vortragende hatte ja einen Rundschädel und eine platte Nase, sagte die schöne Frau.

»Macht nichts, gar nichts. Die Germanen erkennt man am Langschädel. Sie sind ja wohl das sogenannte Edelvolk. Und die Helden der Germanen sind alles Rundschädel. Siehe Bismarck, Goethe, Hindenburg und alle, alle andern.

»Gibt es nicht wirklich andere?« fragte die schöne Frau und streichelte dem Vetter den langen Schädel.

Wenige. Schiller. Nun man hat ihm gelohnt. Mozart. Man hat ihm gelohnt. Riemenschneider. Sein Bischof ließ seine Meisterhand zerkneifen. Oh, ja, wir haben schon einige. Widukund - der Rundkopf Karl, der groß war im Sachsenschlachten, hat ihn ebenso erdrosselt wie die Treulosigkeit seiner Brüder. Heinrich der Löwe. Der fiel auch weniger an dem Rundkopf Barbarossa als an der Treulosigkeit.

Hermann, der Cherusker, wird schon einen Langschädel gehabt haben. Dafür wurde er aber von den Langschädeln seines Bruders und seines Schwiegervaters an Rom verraten und ermordet.

»Ja, aber Heinrich der Sechste und Friedrich der Zweite?

Du weißt Geschichte. Aber Friedrich hatte seinen Langschädel von den Normannen her, deren starkes Blut er aufsog, das Heinrich der Sechste vorher in Blut erstickte. Zum ewigen Jammer Deutschlands.

»Aber er überschaute es noch nicht. Er kannte noch nicht die großen Züchtunggesetze, die Kolbenheuer heute entwickelte.«

Da mischte sich der Dritte ein. Ein Schweiggewohnter, aber Gespannter. »Ja, herrlich entwickelt auf Papier, für Papier. Wie lange soll die Menschheit genarrt werden?

Der Mensch immer, sagte der Professor bedächtig. Die Menschheit dagegen nur bis zu einem gewissen Ende oder Anfang.

✲

Also kurz und gut - warum muß man sich solchen Vortrag gefallen lassen? Weisheit. Erstens ist es ein Mist mit der weißen Rasse und ihrer Kultureinigkeit. Ägypten ist nie übertrumpft worden. China steht letzthinnig da vor zweitausend Jahren. Griechenland war elende Abschreiberin des Orients und wurde als solche unser Vorbild. Wir schrieben unsere sogenannten

weißrassigen Leistungen ab von dem den Orient bestehlenden Griechenland und bestahlen auch noch das weiterstehlende Rom. Das hieß dann Renaissance, das Gemeinste, was sich Deutschland leistete, abgesehen vom romanischen Barock.

Stimmt, sagte die Frau. Ich gebe dir darum ja stets recht. Aber die Gotik?

Ist germanisches Aufbäumen: groß, würdevoll, wundervoll, weihevoll. Und dennoch vom Orient empfangen. Nicht aller eigenste Leistung.

Sollte man die eigene Note nicht zum mindesten der nordischen Backsteingotik zuerkennen. Gewiß, auch die Alhambra prangt aus Backsteinen, auch die ganze Lombardei. Allerdings, die ist ja langobardisch durchtränkt. Aber ist hier bei uns nicht eigener Sinn?

Eigensinn!

Nein, nicht Eigensinn. Und wenn schon, einer, der zum Sinn wird, zum Deuter des Sinns. Solchen Eigensinn gibt es.

Ja, solchen gibt es, sagte die feine Frau. Und ich kenne ihn.

✲

Wir lehnen also Herrn Kolbenheuer ab, sagte der Unbeteiligte.

Ja, sagte die Frau. Wir kennen ja Indien und Java. Wir kennen das Wunder des Borobudur und die Pagode von Bangkok, wir kennen Siam und die Welt des Islam und vor allem Ägypten. Und wir kennen

dagegen die beiden Amerikas, wo es zur Zeit der rothäutigen Inkas und der rothäutigen Mexikaner noch eine Kultur gab. Nein, lassen wir einen solchen Vortrag auf sich beruhen.

Ich weiß nicht, meinte der Professor. Ihr geht zu weit. Ich hatte ein eigenartiges Erlebnis. Ich will es in zehn raschen Minuten berichten.

*

Es gibt hier einen Professor. Der leugnet nicht Seele und Geist, wohl aber deren metaphysische Bedeutung. Selbst Dichter, weiß er genau, was Seele und Geist vermögen. Doch sind sie ihm nur Instrumente des Körpers, dazu da, den Körper zu stützen und zu unterstützen. Auch das Tier hat sie. Auch die Pflanze, nur nicht so ausgeprägt. Vor allem ist alles rein mechanistisch ohne höheren Zweck. Zweck des Lebens ist einzig Erhaltung des Lebens ...

Ich kenne den Mann, sagte die schöne Frau. Und ich liebe ihn. Liebe ihn, weil er die Wahrheit, die letzten Endes leicht zu finden ist, sich schwer zu finden müht. Seine Augen sind tief; seine Lippen sind frevelhaft.

Spitz, warf der Professor ein: Du scheinst den ja studiert zu haben. Glückliche Reise! Aber die Fahrt mit dem wird immer böse.

Für eine Frau gibt es kein Böse. Da gibt es, ich könnte es mir denken, tatsächlich glückliche Reise. Freilich, setzte sie achselzuckend hinzu, glücklich

wohl kaum für ihn selber. Doch was ich sagen wollte. Dieser lernte neulich eine Frau kennen. Die schwärmte für den andern Arztdichter und bat um seine Vermittelung. Gerne, sagte er. Sie mußte deswegen noch mehrere Male zu ihm kommen. Da plötzlich sagte sie: »Nein! Ich komme ja gar nicht wegen des andern, ich komme Ihretwegen. Was ist das nur?«

Schicksal, sagte er. Wenn ich auch ein schlechter Spieler auf dem Schachbrett bin, so verstehe ich doch manchen Zug. Und hier sind ganz plötzlich gefährliche Züge und gefährliche Einsätze.

Ich will's versuchen, zu enträtseln aus der Zwiespältigkeit und ihren ewigen Gesetzen. Aber besser wäre es, ich versuchte es nicht. Denn die Zwiespältigkeit, die uns alle bändigt, führt entweder zu dem erlösenden Lachen oder zum dauernden Entsetzen. Denn Weinen gibt es nicht mehr. Glücklicherweise nicht mehr.

Nur noch für Männer, sagte sie. Also erzählen Sie.

Nein, sagte er. Ich schweige. Lesen Sie die Geschichte in meinen Augen und Bewegungen.

✲

Die Rettung

I.

Es war einmal eine Haltestelle der Straßenbahn nach dem Kriege. Der Wind fegte um die Ecken; der gewohnte Regen klatschte dem Wartenden ins Angesicht. Mit regelgewordener Unpünktlichkeit kamen die Bahnen. Man mußte oft fünfzehn Minuten warten. Wer den Wert der Zeit kennt, weiß. Zu allem diese trostlose Umgebung mit ihren öden und gemeinen Vierstockwerk-Häusern. Jede Minute potenziert das Gefühl der Trostlosigkeit und menschlichen Verkommenheit.

So stand er auch an einem der ewigen grauen Tage und fühlte sich umschlichen von der ganzen Öde, die er hier täglich, außer Sonntags, zu überwinden hatte. Heute dünkte es ihn, als könne er sie trotz allen gestrafften Willens nicht bemeistern: Die ganze Verlassenheit des Wissenden packte sein Herz.

Er war müde, wie immer überarbeitet. Die großen Fragen hatten ihn im Bann; er war trotz junger Jahre einer der wenigen Diener an der Wahrheit und Anständigkeit geworden. Das Leben der Sinne hatte er mit all seiner großgerichteten Willenskraft bezwungen, um das einsamgroße Leben des Sinnes zu fühlen und zu führen.

Erst gestern hatte er geschrieben gegen das mondäne Geschreibsel, gegen dieses stetige Herumpendeln der dichtenden Philister, als ob hierin das Menschentum erschöpft sei. Er hatte laut und öffentlich

gelacht über diese Geilheit im Schlafrock, oder über die Schamlosigkeit der Intimitätverrate. Im brutalen Leben geben all diese erdichteten tragikomischen Gefühlslagen so gut wie gar keinen Anschlag, geschweige denn Ausschlag. Das Leben rollt weiter. Nur der Mengenbuhler und der Unsaubere bauschen den einen Prozent, wo diese Dinge Einfluß gewinnen, zu kitzlichen und ewig sich wiederholenden Wichtigkeiten auf. Wer wirklich Erlebnisse hatte von Mann zu Weib, der schweigt als Edelmann darüber, weil sie ihm heilig sind. Das Verhältnis Mann und Weib ist das schönste, was dem Menschen beschieden ist. Und deshalb schweigt er darüber.

Er dachte an das, was er gestern geschrieben hatte, und ein herber Spott glitt hinab an den Verachtungfalten seines Mundes.

Da kam das Schicksal.

2.

Plötzlich, wie immer, kam es. In ungefähr fünf Minuten spann es sein Gewebe für ein Menschenleben.

Das Schicksal arbeitet wie die Naturkräfte, wie Licht und Elektrizität. Es würde noch viel schneller arbeiten, wenn die menschlichen Empfangsapparate für seine Wellen nicht so träge und verdorben wären.

Die Straßenbahn hielt. Es war nicht seine Nummer. Ein Weib stieg aus, groß, schlank, schön, blond. Er umfaßte sie mit einem Blick. Ein Herr folgte. Auch den umfaßte er mit einem Blick. Auch er war groß,

aber salopp gekleidet, während sich die Dame einfach, doch voll ausgesuchten Geschmackes trug. Er sah die schwarzen Augen des Mannes auf dem Mädchen brennen. In einer Sekunde sah er alles: Begehren und Verwehren.

Das Mädchen blieb einen Augenblick unschlüssig stehen, es warf einen Seitenblick auf den Schwarzen, dann glitten seine Augen über ihn, den blonden Zuschauer, und wie im plötzlichen Entschließen, oder wie willenlos gelenkt (wer kann das sagen), ging sie in den ersten besten Laden an der Haltestelle. Es war ein Gemüseladen.

3.

Das Schicksal wirkte weiter. Dazu gebrauchte es weniger als eine Viertelminute. Man träumt ja einen langen Traum in einer Sekunde, wenn man geistig gelöst ist. Er aber, der Blonde, war geistig los. Er wußte es, daß er da ein Menschenschicksal sah. Vielleicht dauerte alles nur eine Sekunde.

Hinterher, als er sich Rechenschaft gab, war es ihm, als hätte er folgendes gesehen oder überlegt oder - gelöst empfangen:

Er sah die Bannkraft des Schwarzen - Der Pol-Gedanke: Schwarze Magie - weiße Magie zuckte durch sein Hirn. Er wußte, daß der schwarze Magier im Anfang meist gewinnt, weil er ganz auf das eine Ziel gesammelt ist. Der weiße Magier hat zu viel der Aufgaben. Ein einziger Böser ist oft der Herrscher

über viele Bessere, weil er gesammelt nur sein einziges Ziel will. Er kannte aber auch die Kraft der weißen Kraft, die man fälschend Magie nennt. Wer weiß ist, weiß! Und Weisheit hat mit Magie nichts gemeinsam. Warum zog es gerade ihn, hier einzugreifen? War es ein Sinn? Oder waren es doch nur seine Sinne? Denn das Weib war schön.

Er legte eine ganze Prüfung ab auf diese Frage in der kurzen Zeit. Wäre es das schöne Weib gewesen - er hätte nicht geholfen. Nein - hier war etwas wie Herausforderung. Hatte er wirklich weiße Kraft - hier war ein Prüfstein in seinen Weg gerollt. Denn die schwarze Kraft des andern war ungemein, das fühlte er. Er hatte die Wirkung gesehen an dem Zittern, der Unsicherheit der Frau trotz ihren festen klaren Zügen. Hier galt es Kraft gegen Kraft. Weiß gegen Schwarz. War er dabei ganz frei von Eitelkeit? Auch das überlegte er in der Sekunde, die ohne Hemmung war. Ganz frei? Nein. Ganz frei war er nicht.

Der Entschluß stand fest. Aber wie ihn ausführen? Als väterlicher Freund? Mit greller Klarheit übersah er, daß dann die wilde Kraft des Schwarzen unweigerlich der Sieger bleiben würde.

Er hatte alles Triebhafte abgelegt, hatte ein feines Weib, hatte die Kinder, lebte weiß und rein, soweit ein Mensch das kann. Einst aber war er Korpsstudent, ein gutgewachsener Mann, der Frauenliebe kannte. Jetzt stand er in der Blüte der Jahre, war Sechsundvierzig und hatte viele Vorteile vor der Jugend.

Erstens war er noch gut gewachsen, zweitens war er im Vollbesitz der Kraft, blonde Haare deckten noch seinen Scheitel unverkümmert. Drittens waren seine graublauen Augen, sein Zwingendstes, durch vieles Schicksal, das sie sahen und erlebten, wissender und gütiger und kühler geworden, ein großer Machtzuwachs. Und viertens waren seine schmalen Hände, nächst den Augen, oft über ihnen, des Mannes schönster Schmuck und beste Kraft, im Dienst am Geist noch schlanker, feiner geworden, durchgearbeiteter: Wissende Hände zu wissenden Augen.

Der andere hatte die Jugend voraus, er mochte Ende der Zwanziger sein. Er wußte, daß das eine gefährliche Waffe war, zumal im ersten Ansturm. Aber plötzlich fühlte er sich wieder Student. Warum den Strauß nicht wagen auf diese Art? Werbung hart gegen Werbung?

Wenn es sein mußte, ja. Aber besser wäre es jedenfalls anders. Er mußte handeln. Auf welche Weise, würde sich schon zeigen, wenn das Drama begonnen hatte. So oder so, er war bereit zu allem. Nur diese schwarze Kraft, sie mußte abgeschlagen, wenn nötig, mußte sie vernichtet werden. So oder so. Verbrechen war in der Luft. Ein Drama. Ein kurzes Drama. Auch das wußte er, als er die Türe des Gemüseladens öffnete.

Trotz der langen Kette der Gedanken und Gefühle mochte sich kaum die Tür hinter der Dame geschlossen haben, als er eintrat.

4.

Sie waren zu drei Käufern im Laden. Der Schwarze, er sah es, strich draußen auf und ab, ohne Verdacht auf ihn. So fühlte er einen Vorsprung.

Doch wie beginnen?

Als wiederverjüngter Student? Oder einfach und wahr? Nur nicht als väterlicher Freund! Das wußte er zum zweiten Male, als er die straffe Gestalt des Mädchens faßte, als er die feinen Züge sah, die ja so häufig täuschen, die aber hier doch einen Grundstock hochgezüchteter Rasse sofort verrieten. Rasse in der Empfindung und im Denken. Und diese wirklich edeln Hände: sein Maßstab, mit dem er Menschen maß. Die Hände, fein, lang, empfindlich, überempfindlich, leidenschaftlich, stofflich-unstofflich, kühl und heiß, je wo sie liegen mochten. —

Da riß ihn das Drama aus der Unschlüssigkeit. Die Dame suchte in der Ledertasche. Sie hatte nicht genügend Geld bei sich. Jetzt wußte er, daß alles kommen mußte, was kam, Schritt für Schritt. Er wußte, daß er Figur im Spiel des Schicksals war.

Und schnell entschloß er sich und griff das Richtige. Er drehte dem Fenster den Rücken zu - denn der da draußen fing an zu spähen - jede Sekunde heischte Handeln. Wenn der andere die Verlegenheit der Dame bemerkte - fieberhaft bestellte er ein Dutzend Apfelsinen, zwei Pfund Bananen - dadurch war die Verkäuferin beschäftigt. Dann sprach er ruhig, aber leise: »Mein Fräulein, verfügen Sie über meine Börse.

Sofern ich recht gesehen habe, fühlen Sie sich verfolgt. Nun, wenn es Ihnen recht ist, nehmen Sie meine Hilfe. Ich meine es gut. Ich glaube, das Schicksal will es so.«

Sie sah ihn an. Wieder nur eine Sekunde - vier graublaue, große, kühle Augen lagen ineinander. Seine Augen blieben dieselben. Er wußte um das Ruhespenden seines klaren Blickes. Ihre aber veränderten sich, schnell, fliegend, wie alles an der Handlung. Zuerst erstaunt, dann hochfahrend, dann abwehrend, dann demütig, und dann verstehend.

Sie reichte ihm die Hand hin. Auch das war schicksalgewollt. Als er einen schnellen Blick zum Fenster warf, sah er, wie der Schwarze vor der Auslage stand und starrte. Es schien, als lausche er auf ihre Worte, böse Spannung zerriß sein Antlitz. »Ja, helfen Sie«, sagte sie leise.

»Geben Sie acht, wir spielen ihm ein plötzliches Erkennen«, sagte er in schneller Eingebung. Dann rief er überlaut - die Tür stand auf - ein eben eintretender Kunde ließ sie offen: »Nein, daß wir uns hier wiedersehen! Nach fünf Jahren. Und wie du dich verändert hast! Wahrlich, ich hätte dich auf der Straße nicht erkannt. So groß bist du geworden. Was machen deine Eltern?«

Und wie Frauen nun einmal gelernte oder ungelernte Schauspielerinnen sind durch ihren Selbstdrill oder den Erziehungdrill auf die Männer hin, so faßte auch dieses starke, schöne Weib sofort die Lage,

tat freudig, und sie schüttelten sich mit großen Gesten immerfort die Hände und duzten sich. »Meine Eltern sind beide tot«, sagte sie dann.

Der Vorsicht halber schaute er hinaus. Er zahlte. Dann verließen sie den Laden.

Er schob seinen Arm in ihren. Scheinbar wie zufällig sah er auf das Gesicht des andern. Der stand wie angewurzelt und biß die Lippe. In einem Gesicht wie schmelzender grauer Schnee stachen zwei dunkle Augen.

Als sie vorüber waren, flüsterte sie: »Er ist der Böse.«

5.

An der Ecke sah er, daß der andre folgte. Ihn überkam ein eigenes Gefühl. Der warme, schöne Frauenkörper verwirrte ihn zwar nicht, aber lenkte ihn ab. Er wollte die weiße Kraft bewähren. Er wollte nichts von diesem Weibe, von dem er sich gestand, daß sie zu den wenigen gehörte, daß sie die Eine unter Hunderttausenden war, die wirklich schön ist. Die meisten sind nur aufgeputzt und sinnlich. Und diese hier war schön. Und er war peinlicher Ästhet. Ästhet im Übermaß. Schon ein Geruch konnte ihn früher in seinen Jugendjahren vom Weibe trennen, oder irgendein Haar, oder wenn sich eine Frau die Nase putzte, oder Harzer Käse aß.

Und hier hatte er ein Ganzes, das fühlte er. Ein ganz, ganz seltenes - solange es gesund und jung war, sagte er sich achselzuckend. Nicht an das andre denken!

Kraft gegen Kraft. Helfen.

Der andere folgte. Sie beide fühlten es. Vielleicht war es falsch, was er jetzt tat, aber er tat es. Drüben stand eine Automobilkolonne. Er ging daran vorbei, dann kamen sie an ein Häuschen, das sie den Blicken des Verfolgers entzog. Da faßte er sie fester, beide liefen um die Ecke, er winkte schon dem Führer, und flugs sprangen sie in den Wagen.

„In deine Wohnung!« hatte er unterwegs gerufen.

Sie nannte die Nummer und fort stob das Auto.

Er schaute durch die Rückfensterklappe. Der andre stand einen Augenblick betroffen. Dann hatte er begriffen. Schnell sprang auch er in einen Wagen und folgte.

Sie aber hatten sich verraten, daß sie eine gemeinsame Sache hatten gegen ihn.

6.

Immerhin war der Vorsprung groß.

Sie saß zusammengeduckt.

»Wie lange verfolgt er dich?« fragte er.

»Seit zwei Tagen, aber unabläßlich. Noch hielt ich ihn mir fern. Doch ich bin allein, und er hat Kraft.«

»Weibesschönheit ist höchstes Glück der Trägerin, oder höchstes Unglück. Sie öffnet alle Pforten des Himmels, ohne daß die Trägerin sich anstrengt und weiter etwas tut ...« er sprach es ruhig, gezwungen ruhig. Und hastig fiel sie ein:

»Oder sie öffnet alle Schrecknisse der Hölle. Du hast ganz recht.«

Als sie das Du sagte, sah sie zu ihm auf. Er konnte nicht anders, er strich mit linder Hand über ihre Stirn.

»Wie wohl das tut«, sagte sie, »deine Hand hat Balsam.«

Bruder und Schwester, hämmerte es in ihm. Bruder und Schwester!

7.

Sie konnte nicht viel reden. Der Wagen hielt im Vorortviertel. Vor einer schmutziggrauen, ekelhaft verputzten Mietskaserne hielten sie. Er warf Geld hin. Erst als sie in die Haustür traten, bog das andere Auto um die Ecke.

Sie stiegen drei Treppen. An einer Tür ein Messingschild: Freifrau von Werder: »Heißen ... heißt du so?« fragte er.

Sie nickte. »Sie ist die Schwester meines Vaters.«

Sie öffnete. Er zauderte. Da schüttelte sie den Kopf fast unwillig: »Wenn es dir nicht fein genug ...«

»Laß das!« sagte er schroff, »denn es entstellt dich.«

Sie schaute ihn scharf von der Seite an, dann lachte sie. -

Die Tante war daheim. Das Mädchen hatte damit wohl nicht gerechnet. Sie stutzte einen Augenblick. Auch die Tante stutzte, da keine Vorstellung erfolgte. Das Mädchen wußte nicht einmal seinen Namen.

Da war er es, der die Lage rettete. Er sagte: »Ihre Nichte, Gnädigste, wird Ihnen nachher alles erzählen. Als Arzt, mein Name ist Doktor Bürger, nahm ich mir die Freiheit, sie Ihnen heil zu überliefern. Denn sie war in Gefahr.«

»Weil ich das fühlte«, sagte die alte vergrämte Dame, »blieb ich daheim.« Aber sind Sie derselbe, der in vieler Leute Munde ist, des Requiems willen?

»Wer anders!« sagte er leichthin.

»Wie?« rief die Junge da, »Du bist zugleich der Schöpfer unseres Trostwerkes?« und errötend fügte sie hinzu: »Du siehst, wir sind auf du und du, liebe Tante. Wir kennen uns schon länger und schlossen ein Wette auf das Du. Aber daß er zugleich auch Komponist ist, verschwieg er.«

Er dachte: »Schauspieler. Sie und ich. Ist das die Art, die weiße Kraft zu halten? Wenn das so weiter geht! Und dabei mag ich ihr nicht einmal zürnen. Wie alles sich bei ihr zusammenfügt! Hochzüchtung. Überzüchtung. Vielleicht schon Dekadenz. Sei's drum!«

Die Tante aber sagte: »Es ehrt Sie, daß Sie schwiegen. Daß Adele nichts davon merkte, ehrt Adele nicht. Ihr Werk ward uns ein Trost und Weiser. Es ist wie weißer Schnee, wie Rauhreif.«

Es gab ihm einen Stich, das Wörtchen weiß. Dann sagte er: »Wozu braucht denn Adele Trost?«

»Gerade sie«, sagte die Tante. »Sie ist gefährdeter als wir.«

»Solang sie jung ist, ja, solange sie gesund ist«, sagte er leise.

»Sie treffen ganz das Rechte«, sagte die alte Dame. »Ach, es ist alles schwer, alles so schwer.«

Adele lag im Lehnstuhl. Endlich unter Hunderttausenden einmal eine Schönheit, gestand er sich. Wie sie sich rekelte! Und doch sprang es aus den grauen Augen zu ihm über. Er sah ein Flackern. Und er fühlte, daß sie das Draußen ganz vergessen hatte.

8.

Nachdem sie lange gesprochen hatten, sagte er: »Es gibt nur einen Ausweg: Adele muß in ein Haus mit starker Männerhand, mit Pflicht und Schutz.«

»Warum nicht deines?« warf sie hin.

»Kind!« rief die Tante ärgerlich.

Sie lachte.

Sollte er wirklich helfen? War hier zu helfen?

Sie merkte seine Gedanken und schrie plötzlich gell: »Rette mich vor dem Bösen! Ein Mädchen, dem dein schweres Werk ins Herz gebrannt ist, kann das denn schlecht sein?«

Schauspieler? Nein! Dies war kein Schauspiel. Er traute Frauen wenig zu. Sehr wenig. Er schalt sie oft als Teufelswerk. Doch hier? Und er? Nein, nein, es war nicht so.

»Ich kenne unsere Schwäche«, rief sie noch einmal. »Ich weiß, du achtest die Menschen nicht. Ja, es ist furchtbar. Wer sein Ziel rastlos verfolgt, bekommt es

doch. Ich aber will nicht zu dem Bösewicht. Rette mich!«

»Ich tue es ja schon«, sagte er stark betonend. »Aber auch du müßtest Ziel setzen gegen Ziel.«

Da schloß sie die Augen und sagte: »Ich hätte schon ein Ziel. Doch zeig' mir eins, ich werde es verfolgen, ohne Murren.«

»Ich komme morgen wieder«, sagte er.

Sie begleitete ihn hinaus. Bruder und Schwester, hämmerten seine Gedanken. Aber dann sah er sie an in der flackernden Gasflamme. Schatten huschten über das Gesicht, es stand ganz klar, und da wußte auch er ganz klar, daß die Formel Bruder und Schwester nicht genügte, sie vor dem andern zu bewahren.

Was dann?

Als er die Treppen hinabstieg, fühlte er den Schatten des Schicksals hinter sich.

9.

Als er auf der Straße dem andern begegnete, straffte sich alles in ihm. Weiß! klang und schwang es in ihm. Der andre suchte an den Häusern. Als er ihn heraustreten sah, huschte ihm ein schmales Lächeln um die Lippen. Der Arzt ging auf ihn zu. Zwei Augenpaare ruhten fest ineinander, eine Sekunde. Genug, für tödliche Feindschaft. Aber die schwarzen Bannaugen senkten sich vor den grauen. Die waren kühl, unnahbar, rein und jede Einzelheit in Nähe

rückend wie die klare Kühle der Luft vor Regenwetter. Die grauen Augen waren grauer Granit, vom innern Lichte der Erkenntnis fahl erhellt, fahl, ohne Schatten.

10.

Wäre ich einer der Zuvielen - ich würde mich erschöpfen in der geisterschöpfenden Darstellung des Neigens bis zum gewissen Punkte hin. Ich würde wie die Zuvielen schöpfen an dem ewig hellen, ewig trüben Quell.

Aber mir ist das alles so unbedeutend, daß ich solches dem Schopf der Unerschöpflichen des Mittelmaßes gern überlasse. Es langweilt mich die Darstellung, so spannend auch für die Darsteller das Drama sich entwickelte. Es wäre ein genügender Stoff für einen Roman, zumal wenn man auch die andern Handelnden, Weib und Kinder des einen, die Umwelt des andern, schilderte und in Beziehung setzte. Ein spannender Kinoroman. Aber die wirklichen Romane werden erlebt. Und auch diese Geschichte ist Roman genug. Warum weitschweifig jede Fingerkrümmung schildern?

Ich schöpfe nur einiges heraus, soweit es wesentlich erscheint. -

Sie blieb im Haus der Tante, doch war sie tagsüber in seinem Heim und half beim Instrumentieren, Notenschreiben, auch wohl als Sekretärin für die Arztkunst, die er über alle die andern Künste stellte, um derentwillen er die Musik und Malerei schöpferisch

oder nachschöpfend betrieb. Er wollte sich Klarheit verschaffen über das Wesen aller Kunst, um daraus dem Wesen der höchsten Kunst, der Arztkunst, wirklich so nah wie menschenmöglich zu kommen.

Nie schuf er gleichermaßen rein wie in den kommenden drei Monaten. Das Feinste und Höchste, was ihn bewegte, wurde Form in ihm. Er sah es gern, saß sie ihm gegenüber und glitten ihre schmalen Hände über das Papier. Er stellte sein Bestes aus sich heraus. Gottheitsuche, die zu Gottheitsucht sich steigerte. Gottheitsüchte, die hinüberströmten in Gottheitsicht. Sichtende Sehnsucht, sehnsüchtige Sicht der Gottheit: Leben.

Er machte sich ganz frei.

Der ewige Kreislauf ward ihm wie Geschichte. Er sah durch dieses Gefäß des schönen Weibes hindurch, wenn sie seine Lieder sang, die sie erweckte. Ihr Organ wurde unter seiner Pflege eine Orgel voll Wohllaut, Fülle und Choralkraft.

Die Fülle der Gesichte mußte auch ihre Sehnsucht stillen. So fühlte er.

Und oft fühlte auch sie so.

II.

Wär ich einer der Zuvielen, ich löge auch von Landschaftstimmung und trüge einen Entwicklunggang törichter Zusammenreimung trügend vor. Zwar nicht ganz gleichgültig ist das Außen, doch das Innen herrscht und stempelt. All die verschrobenen

Schilderungen der Außenwelt, verschraubende Betätigung um Langerweile und Spaltenfüllsals willen. Der wahre Dichter leitet nicht die sogenannte Stimmung, dieses Asyl der Schwankenden und Schwächlichen, von außen ab, sondern er schildert, wie der Mensch, je nach Einstellung des Körpers und damit der Seele im Augenblick die Umwelt sieht. Will man schildern, so schildere man wie der Arzt: kalt, nüchtern, wachsam. Wer innere Freude hat, dem ist Regen so gleichgültig wie Sonnenschein; und wessen Seele in Schwarz geht, lacht gellend über sieghaftes Sonnenzittern und tastendes Mondscheinbleichen. Noch keinem ward von außen her geholfen. Selbst nicht von Gott - solange Gott außerhalb gedacht wird. Erst die Gottheit, die in mir ist und die ich selber bin, hilft mir und - sich in mir. Und diese Gottheit ist das Leben. Und der Sinn des Lebens ist nichts weiter als das Leben.

Die Stempel werden innen geprägt. Vom Körper wird der Mensch gelenkt. Das Außen ist bleicher Schein, Gestammel, ist Verdinglichung, die an die Masse sich verdingt.

Was nicht kurz zu sagen ist, und was nicht kurz gesagt wird, ist nicht sagenswert und jenseits aller edeln Sage.

12.

Er reinigte das Wasser seiner Seele in diesen Monaten. Alle Seelen sind vom Schmutz der Welt getrübt, die einen weniger, die einen mehr. Selbst aus dem

Schurken ist das klare Wasser genau so wiederherzustellen wie aus dem Heiligen.

Das ist die lösende Erkenntnis. Dies Lösen des Urwassers, des Kristallwassers aus der Beimengung des Schmutzes ist der Gedanke der Erlösung, und ihre Tat ist die Lösung, die auch dem Satan offen steht.

Immer wieder in neuen Tönen zeigte und zeugte er das große Wunder der Lösung und der Losung. Die Losung bedarf der Loslösung von den Einzellosen. In immer neuen Lösungen zeigte und zeugte er das ewige Los. Doch dieses tat er nur in der Kunst! Das Leben - - -

Und sie ging mit ihm und wuchs. Leicht, spielend wuchs sie. Spielend stemmte sie sich an seiner Hand gegen die Macht des - - - Ja, des Unnennbaren.

Es war ein verhangener Tag wie immer. Doch ich will ja dieses Belanglose nicht malen. Er stand am Fenster und dichtete ein Gedicht, das er vertonen wollte. Sein letztes floß aus reinem Quell, es strömte keusch. Im Sprechen schon klang die Melodie auf. Er sprach und blickte auf den Flieder, der sich im Regen mißmutig bog (wieder der törichte Rückfall!), aber es schien ihm so, als sei der Flieder mißmutig. War er es selbst im Unbewußten? Er sprach gegen den Mißmut, sprach sich frei für einen ganzen Augenblick. Er kannte das Wechselspiel des Bewußten gegen das Unbewußte. Er überlegte: Woher der Mißmut beim Außenblick, wo doch der Innenblick heute so ungetrübt war? Er sann und verstummte.

Er merkte nicht, wie das Weib blaß, bleich in der Sofaecke kauerte. Schon lange lagen die Finger im Schoß. Gab sie seinem Verstummen besondere Deutung oder gar Bedeutung? Sie lauerte. Und plötzlich kam das, worauf sie lauerte. Von lange her kam es geraucht im Ahnenblut: das Ahnengut, die Ahnenglut.

Leise, katzenartig, und doch flügelleicht wie ein beschwingtes Wesen glitt sie plötzlich auf ihn zu. Er drehte ihr den Rücken. Gerade formte es sich ihm, ein ewig Heimatliches. Da packte sie ihn von hinten. Das große, starke, üppige, sehnende Weib hing fest an seiner Brust. Sie hauchte:

»Ich kann nicht weiter. Ich will nicht in die Eisregion, komm nieder, komm nieder: Komm nieder zu mir! Dort oben ist es fürchterlich. Bei dir da oben. Aber mit dir hier unten ist es göttlich schön. Ich liebe dich!«

Sie taumelte.

13.

Am klarsten ist der Mensch oft in der größten Not.

Er hielt eines der wenigen Weiber, die eine Schöne unter Hunderttausenden Häßlichen - und rechnete. Er sagte sich: Ich bin jetzt Sechsundvierzig - und dies junge Leben liebt mich so! Ein stolzer Quell von Kraft sprang auf in ihm. Dann aber kam die Frage, die Endfrage aller Weisen:

Und dann?

Sie hatten oft allgemein gesprochen von diesem:

und dann? Kann Schönheit heilen, trösten? Uralte Spiegelfechterei des Satans. Der Gott ist häßlich; Satan ist schön; Gottheit ist beides und dadurch über beidem, weil sie beides aufhebt, entlädt. Nur Gottheit tröstet.

Eine kurze Krankheit - dann das Altern. Mit vierzig Jahren ist aller Weiberreiz vorbei. Dann wird sie häßlich, leidet. Doch dann erst kann sie wirklich trösten, helfen. Im Leiden und Entsagen wird der Gott frei, der zu der Gottheit führt. Oder kann auch der Satan zur Gottheit führen, geradeswegs, ohne die Straße über Gott? Das ist die alte Frage.

Sie drängte ihre Lippen an die seinen.

»Dein Mund ist schön«, zischte sie mehr als sie hauchte. »Gib mir zu trinken!«

Er wehrte sich. Er sagte leise: »Denkst du daran?«

»An nichts! Ich will nicht denken. Mein Blut will. Ich zwinge dich, wenn du nicht magst.«

Mit Muskeln wohlgeübt durch die Turnübungen packte sie ihn. Aber da strafften sich auch die seinen in alter Kraft trotz mangelhafter Übung. Er hob sie hoch, faßte sie, zog sie herrisch auf seinen Schoß.

»Ich wußte ja, wie stark du bist«, triumphierte sie.

Da sprach er lange, all das Alte, immer Neue.

»Ich will ja nichts, nur deine Geliebte will ich sein!« rief sie verzweifelt.

Er wußte: kein Mensch hätte ihm dies verdacht. Es hätte seinen Zauber nur verstärkt. Der Trieb von Mann zu Weib ist Urkraft und nicht Sünde. So sagt

man ja. Er wußte, daß die Staatsgesetze wider die Natur sind. Aber er sah ins Ferne. Was ist Natur? Mortur.

»Nein,« sprach er fest, »ich will nicht ein Gelübde brechen.«

»Tatst du es in Gedanken nie?«

»Eben deshalb will ich es nicht in Taten tun.«

Die Worte stachen wie Messer aufeinander. Er fühlte den Umschlag: Weibesliebe - Weibeshaß.

Strindberg, dachte er plötzlich und schauderte.

»Nun gut«, schrie sie. »Da hast du sie.« Sie riß ein Bündel dunkelroter Briefe aus der Tasche, die auf dem Fenstertische lag.

»Hier, jeden Tag erhalte ich einen Brief. Dort kann ich Heimat finden, wenn du sie mir verweigerst. Du Retter du!«

14.

Da hatte ihn ein giftiges Geschoß getroffen. Er wußte plötzlich alles. Sah den schwarzen Einfluß, der sich täglich bei ihr einstahl. Den sie duldete! Der sie gar lockte. Und unter dem sie dennoch litt.

Er packte sie an den Armen und zwang sie in die Knie. »Elende!« rief er. Sie flammte auf, wollte empor, wollte ihn von sich stoßen. Er hielt sie wie im Schraubstock. Sie stöhnte. Dann gab sie nach. Ertrinkend.

Mit rauher Kehle rief er: »Willst du mich hören?«

»Ja«, hauchte sie hingebend.

Und er sprach. Doch seine Worte waren stotternd.

Seine Seele wurde hin und her geworfen. Bald sah er sich stranden in der Flut, die an der Straße lag, doch immer wieder fand er mit gewaltiger Kraftanstrengung zurück. Zurück vom Weg des Nehmens zur Straße des Erbarmens.

Mußte er sie nehmen, wenn er sie vor dem Bösen retten wollte? Keine Gottheit hätte das verdammt. Eine Menschenseele retten - allerdings auf ungeradem Pfade. Doch sündlos war vor der Gottheit der ungerade Pfad. Rettung ist alles. Und er? Wurde er unrein? Nein, vor keiner Gottheit. Aber war es wirklich nur noch Rettung, was er wollte? Auch sein Blut kam ins Wallen. Galt es hier nicht zu allererst sich selber retten? War dies nicht erste Pflicht?

Und wieder geschah sein Handeln ganz aus dem Unbewußten. Er packte sie und küßte sie, bis sie verging. Sie wurde matt. Da fing er wirklich an zu sprechen, ganz langsam, aber schlicht, hart, klar. Als er sie nach Hause brachte, hatte er ihr Versprechen, einen Monat still zu sein. Diesmal hatten die Küsse das Letzte abgewandt. Und er wußte, ihr hochgezüchtetes Blut hielt das Versprechen.

15.

In der nächsten Zeit ereignete sich Seltsames.

Erstens wurde er, der streng parteilose Arzt und Künstler, in völkischen Zeitschriften auf schäbigste, echt deutsche Weise angepöbelt. Kein Volk hat wohl so niederträchtige Formen der Verständigung und

Brüderbeschmutzung wie das deutsche. Wer, welcher hochstieg, hat das nicht erlebt. Man lese Bismarcks Leben!

Wie kam das aber gegen ihn, den Vorkämpfer der Heimat? Ein Mann, der die Musik ganz in den Dienst der Heimat gestellt hatte wie niemals einer je zuvor. War das nur deutsche Art, die ja bei dem Cherusker Hermann anhebend sich gegen jeden guten Deutschen kehrt?

Aber da kamen auch andere Widerstände. Von dem Konservatorium her, vom Staat her, von dem Orchester her, von den Kollegen her.

Und dann Briefe. Frauenbriefe. Sie Heiliger, lassen Sie doch die Maske fallen. Wir sind ja auch noch etwas wert. Sie sind ja doch nun mal ein feiner Kerl - also - -!

Er schüttelte den Kopf. Auch in der Sprechstunde hörte er manch Wort voll versteckten Angebotes, voll anbetender Versteckttheit und Verstocktheit.

Er schüttelte den Kopf.

Aber er verkehrte nur in der abgesonderten Gesellschaft. Und so vergaß er immer wieder diese Begebnisse.

Doch eines Abends - Es war eine weniger ausgesuchte Gesellschaft, die er als Schaffender besuchen mußte. Da sah er den Schwarzen. Und in engstem Gespräch mit manchem - manchem -, der bürgerlich für einen Ehrenhaften galt.

Dann kam ein Pressefest. Er hatte teils harmlos,

teils bewußt, die Freundin mitgenommen. Seine Frau, den allerersten Kreisen angehörend, verabscheute die Atmosphäre. Er auch. Aber als Künstler! - Und sie hatte so gebeten. Ein einziges Mal. Als Belohnung für einen Band Erzählungen, die sie ihm jüngst gebracht, die sie daheim geschrieben. Vornehme, schlichte Begebenheiten, aus denen eine edle Seele ihm entgegenblickte und viel Talent.

Alles Unfeine war auf dem Fest erlaubt. Nach den beiden stachen die Blicke, höhnende, lachende, hämische, durchlöchernde. Der Heilige, der maßlos Angemaßte war gefallen oder war vor dem Fall.

Die Schöne konnte ihr Feuer nicht verbergen. Sie aßen in einer Ecke. Plötzlich saßen zwei andere am Tisch. Eine üppige Blondine und - der Schwarze.

Die beiden schwiegen. Er schaute in die Leere. Da sagte der Schwarze und seine Augen brannten sich fest in den Leib der Schönen, der Freundin des andern: »Ein Tausch könnte ja alles retten.«

Die blaugrauen und die schwarzen Augen lagen wieder wie damals auf der Straße eine Sekunde ineinander, vielleicht auch länger. Dann schauderte der Schwarze plötzlich zusammen und murmelte zwischen den Zähnen: »Mörder!«

16.

Das Wort wirkte unerwartet. Des Doktors Mund zog sich verachtungvoll zusammen. Er sah entsetzlich kalt aus, überlegen und überlegend. Die Freundin

rückte bleich von ihm zurück. Die üppige Blondine stieß einen Schrei aus und verschwand.

Da fauchte der Schwarze: »Du bist getroffen, Mörder! Hemme nicht länger zwei Seelen, die zueinander wollen! Du stinkst nach Blut.«

»Schurke!« sagte der andere. Da ballte der Schwarze die rechte Faust, doch langsam wich er zurück.

»Nach Hause!« sagte der Doktor schroff, unvermittelt, befehlend. Sie, in enthüllender Hülle, bäumte sich auf. »Wenn du mitkommst - ja. Sonst nein.«

»Was spricht aus dir?«

»Mein altes Blut.«

»Jedes Blut ist alt. Die Menschen stammen vom Affen«, sagte er schneidend. »Je älter der Stammbaum, um so affiger; je jünger, um so menschlich edler. Nach der Entwicklunglehre müßte der Edelste der Jüngste sein.«

Da flammte sie auf. »Deine verfluchte Rechenkunst! Aber ich liebe dich dennoch, ich liebe dich! Komm mit!«

Er fühlte sie in der hüllenden Enthüllung. Ihn schwindelte. Dann sagte er rauh: »Ich habe dein Versprechen.«

Da lachte sie laut auf und sagte schrill, Wein sprach aus ihr: »Weißt du, was heute ist?«

»Ein Unglückstag.«

»Ein Glückstag. Denn mein Versprechen ist heute abgelaufen!«

Sollte er sie wieder packen? Hier? Was war das Ganze? Er, Retter? Damals, da wollte man, da mußte man. Aber heute? Heute hieß es sich selber retten. Sie bebte nach ihm. Und wenn er sie nahm? War sie dann nicht gerettet? Herrlich gerettet! Er lachte gell auf. Gerettet? Was dann? Bahnloser Weg. Was will das Schicksal?

»Staub lieber als ein Weib sein, das nicht reizt!« zischte sie. »Bin ich dir nicht gefolgt auf Eiseshöhen? Aber dies Wort bei deinem Kleist, ja deinem keuschen Kleist - Staub lieber als ein Weib sein, das nicht reizt! Glaubst du, ich trag das länger?«

»Du stiegst so hoch. Jetzt wildert dein Blut. Besinne dich. Armselig, für einen armen Augenblick, die Seligkeit der Ferne zu verscherzen. Willst du uns wirklich so verarmen?«

»Ich weiß, wohin ich gehe.«

»Pfui!«

»Pfui du! Schwatz nicht von Höhe! Entweder hast du eine Schönere als mich, oder - -«

»Leb wohl!«

Mit trocknen Lippen, angeekelt, eilte er hinweg. Es war wie Flucht. Entsetzt starrte sie ihm nach. Ihm nach, schrie es in ihr. Sie raffte ihr golddurchwirktes Schultertuch zusammen; es war ein Afghanschal, eines seiner feinen orientalischen Geschenke, fast dankbar krallte sie die Finger in den Schal. Ihm nach! Da aber fühlte sie plötzlich eine Lähmung.

Von irgendwoher kamen tastende Wellen, heischende, lullende, befehlende, lähmende. Und aus einer fernen Ecke löste sich ein Mann und kam auf leisen Sohlen ganz langsam auf sie zu. Ganz langsam. Er hatte den Blick auf sie geheftet, seine Wimpern blieben offen. Er schlich ganz langsam wie auf Katzensohlen. Das Verhängnis.

Als der Doktor nach einer Viertelstunde umkehrte, sie zu suchen, war sie verschwunden. Im Mantel ging er durch die Säle. Boshaftes Lächeln folgte ihm. Ihn aber, als er wieder in die freie Luft trat, überkam ein seltsames Empfinden. Ihm erschien plötzlich das Leben ohne Scheidewand. Ketten sah er, schöne und häßliche, und in jeder Kette sah er sich.

Und plötzlich war es ihm wie Mutterhand. Immer mehr Scheidewände rollten in die Höhe. Und die Ketten einten sich zu Gewinden, um die sich Blumen schlangen. Und in seiner Seele, die plötzlich ihre Augenblicksanhaftung vergessen hatte, klang auf, was er einst bei einem anderen gelesen:

Des Todes Fesseln sind so zart
Wie blumige Gehänge.

Er ging nach Hause. Eine Melodie keimte in seiner Seele. In schlafloser Nacht erzählte er seiner Frau das Ganze. Er wußte, irgendwo stand der Tod als Tröster vor der Tür. Er begehrte die andere Frau, war bereit zu allem.

18.

Am andern Morgen schrillte früh die Klingel. Das Mädchen öffnete einer verzweifelten alten Dame. Übernächtigt kleidete er sich an. Unten empfing ihn eine Zerrüttete. »Hier ist der Brief, ich habe ihn erbrochen, ich - rief sie - dachte, Sie hätten sie auf dem Gewissen. Aber es ist ein anderer. Das edle Blut!«

»Wer will von edel sprechen in solchen Stunden, gnädige Frau?« sagte er kühl. »Gar edles Blut kennt die Naturwissenschaft nicht einmal als Rassenreinheit, nicht als Familienanmaßung.«

Durch eigene Kühle wollte er sich und sie beruhigen. Sie aber verstand ihn nicht. Dennoch griff sie plötzlich nach seiner Hand, sie fühlte seinen Kraftstrom. Die alte Dame lehnte ihr Haupt an seine Schulter und schluchzte sich aus.

Er sagte gelind, und seine Hand lag kühl auf ihrem grauen Scheitel: »Sie haben sich nichts vorzuwerfen. Es mußte sich vollenden. Wir armen Menschen!«

Da schaute sie dankbar auf. Er führte sie in einen alten Mahagonilehnstuhl, in dem sie fast versank. Dann sprach er lind:

»Ja, wissen Sie denn alles?« fragte sie endlich. »Und woher?«

»Vom Hüter der Geheimnisse.«

»Was heißt das? Es klingt unheimlich.«

»Vom Hüter der Geschehnisse, vom Fünklein in der Seele. Doch lassen Sie mich meinen Brief nun endlich lesen!« Er las:

»Geliebter! Wie recht Du hattest. Ich hätte an Deiner Hand auch dieses überstanden, ich weiß, Du hättest mir geholfen. Und ich wäre nie wieder ausgeglitten. Ich wäre an Dir hochgewachsen. Ich hätte mich an Dir erlöst, in Dir. Aber dieses war zu schlimm. Als er sich meines Leibes bemächtigt hatte, wollte er meine Seele binden mit schwarzen Flüchen. Schamlos gab er sich preis. Ich will nicht davon sprechen, wo ich dem großen Wandler, den niemand so besang wie Du, die Hand zum Willkomm bieten will. Seelisch besudelt, konnte ich, durfte ich diese Form nicht länger tragen, wenn sie an sich auch ohne Sünde ist. Vielleicht wirst Du es bald verstehen. Du zeigtest mir die Wandelwelt. Lieber von neuem beginnen, als von solch einem beschmutzt weiterzuleben. Es ist schlaff, ich weiß es. Aber ich hätte Dich nötig, mich vom Schmutz zu reinigen. Doch Du hast mehr zu tun. Ich fange von vorne an, und segne jede Stunde, jede Minute, wo ich bei Dir war. Auch so warst Du mein Retter. In anderer Form sehe ich Dich wieder, holder Bruder. Bis dahin lebe wohl auf kurze Zeit. Könnt ich in ihr ein Licht auf Deinem Wege sein!

Adele.«

»Haben Sie den Brief gelesen?« fragte er tonlos.

»Ich war so indiskret«, sagte die alte Dame. »Und - ich beneide Sie.«

»Die Verstorbene?«

»Nein Sie!«

»Warum?«

»Das weiß ich nicht. Ich kann's nicht sagen. Ich bin so unmodern. Aber da ist etwas - - ich fühle mich fast froh jetzt hier bei Ihnen.«

»Und« - fragte er behutsam - »wie geschah es?«

Wimmernd kam es von ihren Lippen: »Es war etwa um sieben, ich erwachte nach schwerem Traum. Mir war, als hätte mich eine kalte Hand berührt. Entsetzt fuhr ich empor. Ich machte Licht, Sie wissen, wir haben nicht elektrische Beleuchtung, das Streichholz brach ab. Im Zimmer knackte es, huschte es. Mir schauderte. Und wirklich, es flog da etwas. Im Morgengrauen sah ich es. Auf knackenden Flügeln flatterte es durch das Zimmer. Endlich erkannte ich. Entsetzen lähmte mich - eine Fledermaus! Lächeln Sie nicht - wir Frauen sind - nun gut, ich schrie, rannte zum Flur, klopfte geängstigt bei Adele an. Nichts rührte sich, ich öffnete. Ein entsetzlicher Geruch quoll mir entgegen - Gas. Ich handelte ohne Besinnung, lief zum Fenster, riß es auf, lief in den Flur, schlug Licht. Als ich mit der Kerze wieder in das Zimmer trete, gibt es einen leichten Knall. Da lag sie starr. Mir aber war es, als höbe sich ihre Brust zum letzten Atemzug. Zu spät, vielleicht nur eine einzige Minute. Ich schrie und brach zusammen. Als ich zu mir kam, war alles grausig grau und still. Auf ihrem Bett lag dieser Brief an Sie.«

»So lassen Sie uns zu ihr gehen!« sagte er.

19.

Als er an ihrem Totenbette stand, fühlte er freie Kühle und unfreie Glut in seinem Innern streiten. Der kühle Rechner in den Gefilden höherer Mathematik, der dringende klare Sucher in der Höhe der Geschehnisse -- er fühlte es, wie er zurücktrat und einem andern die Straße freigab. Dieser andere war er selbst vor zwanzig Jahren. Heute hätte er sie an sich gerissen in maßloser Leidenschaft.

Heut sollte er handeln wie der, der er vor zwanzig Jahren war. Er wußte oder fühlte es. Und tat es.

Triebartig ging es vor sich. Er fuhr zu einem Korpsbruder. Der brachte dem Schwarzen eine Pistolenforderung. Der stutzte - aber nach kurzem Schwanken und Überlegen nahm er an. »Es konnte mir nichts Willkommeneres begegnen«, sagte er höhnisch.

Der Schwarze hatte ihn Mörder genannt. Im Ehrengericht lachte er laut und sagte, der Ausgang zeige ja, daß dieses Wort zu Recht bestände. Er, als Rechtsanwalt, würde sonst die Sache öffentlich zur Sprache bringen. So aber sei es ihm ganz lieb, sie kurzerhand erledigen zu können.

Da der Doktor zu Boden blickte, schaute er dreist und sicher drein. Er bat um Aufschub bis nach dem Begräbnis.

Der Doktor sprach: »Sofort!«

Als das Ehrengericht dem Doktor recht gab, ward der andre unruhig. Es wurde der frühe Morgen des nächsten Tages festgesetzt.

Er hatte, zwanzig Jahre jünger, einundzwanzigmal gefochten. Auch in die Öffnung der Pistole hatte er geschaut. Damals schoß sie in die Luft, weil eine Albernheit zugrunde lag.

Diesmal - er wußte: man zielt nicht, man zeigt mit der Pistole. Und jeder Schuß sitzt, wo er sitzen soll, solange die Hand nicht zittert, wenn sie zeigt. Er hatte es zu oft geübt.

Als der Doktor nach dem Urteilsspruch vom Boden aufsah und seine graublauen Augen kalt, groß und wissend ohne Lidschlag in die dunkeln Blicke des andern senkte, wußte dieser, daß er sterben mußte.

20.

Der Künstler nahm nicht Abschied von Frau und Kindern. Es war nicht nötig, wußte er. Die Festung, die ihm später drohte - nun, das eilte nicht.

Der andre aber ging von Nachtlokal zu Nachtlokal. Er suchte Kraft und Betäubung im Alkohol, dem er auch sonst viel frönte. Sonst tat ihm das nichts. Denn seine Kraft war groß. Er hatte seinen Willen in der Gewalt. Er hatte ihn nicht gezähmt und aufgezäumt für den Weg des Lichtes; er brauchte die ihm angeborene Kraft im Dienst der Finsternis, zu rücksichtloser Befriedigung der Wünsche, nicht zu ihrer Befriedung. Dazu ist die höhere, die gezähmte Kraft des Willens nötig.

Bisher war ihm alles gelungen. Im Kampf mit Widerständen hatte er gelernt, die hypnotische Kraft

sicher zu handhaben. In der Gesellschaft der großen Lebewelt gab er den Ton an, obwohl keiner wußte, wie er plötzlich hineingekommen war. Zu der wirklichen Gesellschaft hatte er nicht Zutritt.

Heute fühlte er sich zum erstenmal in seinem Leben unsicher. Gestern abend hatte er überall ein heimliches Zuklatschen vernommen; heute - die Geschichte war schon am Mittag überall bekannt - heut hielt man Abstand. Man wahrte zwar die Höflichkeit, aber in äußerst frostiger Form. Er stand unter dem Banne des Wortbilds »Unbeständigkeit«, dessen Bekanntschaft er heute zum ersten Male mit klarem Wissen machte.

Er fühlte nicht, wie ihm sein Freund zum Feind wurde. Denn je mehr er trank, um so mehr kam er ins Reden, er, der sonst jedes Wort berechnend abwog. Zuerst nahm man es für das Gelalle eines Trunkenen, aber allmählich horchte doch schon hie und da einer auf. Es waren seltsame Renommiergeschichten.

Er hängte sich, als alle Bekannten ihn zu meiden begannen, an Leute, die er niemals vorher gesehen hatte und die der Sekt an seinen Tisch lockte. Mit diesen neuen Freunden zog er von Tanzlokal zu Tanzlokal, von Mal zu Mal tieferen Ranges. Endlich kamen sie in eine Seitengasse und stiegen hinab zu einer richtigen Kaschemme. Wie war das nur? Von einigen Tischen tönte Zuruf. Man nannte ihn mit einem fremden Namen. Seine Begleiter stutzten, nur einer drängte sich vor und riet zu fröhlichem Bleiben. Als die scharfen Augen an den Tischen diesen Begleiter sahen,

lief ein Flüstern ringsum. Unverständliche Worte flogen zu dem Rechtsanwalt hinüber. Der hörte nicht.

Einer spielte Harmonika, zwei aufgeputzte Dirnen tanzten die neusten Tänze. Die meisten aßen rohes Hackfleisch und tranken Schnaps. »Soll mir egal sein«, sagte ein Älterer mit einem zerzausten Gesicht, »uns tut Polenta heute nix. Und wenn August so dumm ist und sich fangen läßt, ich habe mit ihm kein Ding gedreht.«

Der andre erzählte, ließ Sekt anfahren, lud die ganze Kaschemme ein. Auf jeden freundschaftlich warnenden Seitenblick und Rippenstoß antwortete er mit ausgelassenem Gelächter, merkte nicht, daß die andern, die er duzte, nicht an seinem Tische sitzen wollten. Nur eine, die hochgewachsene Blonde, kam zu ihm, setzte sich auf seinen Schoß, forderte ihn zum Tanz. »Mensch«, flüsterte sie, »kennst du denn den nicht? Das ist ja doch der Neue, der aus Budapest. Aber das kommt davon, daß du die alten Freunde vergessen hast. Ja, in der feinen Gesellschaft, eine solche fesche Adlige, versteht sich ...«

»Was, wer?« fragte er sie, plötzlich ernüchtert.

Aber es war zu spät.

21.

Am nächsten Morgen, als der Doktor sich rüstete, erschien sein Sekundant und brachte die Nachricht, daß der Gegner verhaftet wäre wegen Falschspiel, Beteiligung an schmutzigen Verbrechen, Unterschlagung, Falschmünzerei, gemeinsam mit einem fürstlichen Genossen.

Dann erhielt er viel Besuche. Die Stimmung war plötzlich umgeschlagen. Jeder wollte ihn seiner besonderen Hochachtung versichern. Kühl gemessen dankte er.

Es hatten sich zwei böse Falten in seine Mundwinkel gegraben. Er wollte ja die Straße der Güte, des Erbarmens gehen. Aber nicht die, die zu den Menschen geht! Die nicht mehr.

Ihm selber freilich fiel es wie Lasten von der Seele. Die innere Stimme hatte ihn nicht betrogen, daß hier Rettung nötig tat. Doch die andere Frage, ob man solcher Stimme folgen soll, blieb unbeantwortet. Mag jeder für sich selbst zusehen! Keiner kann einem andern helfen.

Wirklich nicht? Wirklich nicht?

22.

Bei der Einäscherung erschien er an der Seite seiner Frau. Plötzlich hatte sich die ganze adlige Familie auf die vorher Verlassene, Verarmte besonnen und glaubte töricht, durch die vielen Namen den Selbstmord vor den Menschen zuzudecken. Dem Doktor mit seiner Frau räumte der gräfliche Familienvorstand seinen Ehrenplatz. Ein freimütiger Geistlicher sprach gute Worte.

Er aber, seltsam, konnte sich nicht sammeln auf die, die jetzt vielleicht nach neuem Leben, neuem Leiden strebte, oder dem ewigen Schweigen gehörte. Immer wieder tauchte der andere vor ihm auf, immer

wieder zog es ihn an dunkeln Fäden, den dunkeln Zusammenhängen nachzugehen.

Warum hatte jener Kalte, Überlegte, so schnell dem Weibe gegenüber die Maske fallen lassen? Kein Zweifel, er hatte ihr alles erzählt, und das trieb sie in den Tod. War es der plötzliche Triumph, der ihn verwirrte? War es das sichere Gefühl, daß sie ihn schon nach der ersten Umarmung für immer von sich stieß, daß sie zu ihrem Freunde gehen würde und ihn selbst nie wiedersehen? Und daß ihr Freund sie annahm, demütig, reuig, ebenso wie er sie früher abgewiesen hatte, hochmütig, voller Vorurteile? Wollte er sie abhalten von dem Gang zu ihm? Oder wollte er sie binden als Teilhaberin eines Verbrechers? Oder beichtete er, weil er sie wirklich liebte, und hatte er sie angefleht, ihm aus dem Schmutz zu helfen? Fragen, die ewig auf Antwort harren würden. Der eine konnte es sich so ausmalen; der andere so; Wissen gab es für Keinen.

Wie war er am Abend auf dem Feste zu dem Ausruf: Mörder! gekommen? Und dann der Abend mit dem Selbstgeständnis? Nie hätte die Polizei ihn sonst gefaßt. Kein Zweifel, er ahnte Unglück irgendwie. Deshalb glaubte er auch, daß der Doktor mit den kühlen grauen Augen ihn niederschießen würde. Hatte er durch das Erlebnis den Mut verloren? Sie hatte sich gerichtet. Und dadurch auch ihn. Vielleicht war es die wirkliche, die große Liebe, die ihn an sie gebunden hatte, die ihn vielleicht gereinigt hätte? Ge-

reinigt? Den? Und gar die Liebe? Nein! Aber da war kein Zweifel, er hatte den Mut zu sich verloren. Daher das Renommieren, das Ausschwatzen.

Und wie er so sann und sann, und die guten Worte des Predigers seinem Sinnen vorbeiklangen, da fühlte er plötzlich, daß er dem andern nicht mehr zürnen könne, daß er den Gegner, den er vor zwei Tagen an jenem Morgen mit sichrer Hand sicher niedergeschossen hätte, nicht mehr hassen konnte.

War dies ein schwächliches Gefühl?

Der andre, ein Mensch wie er - was hatte ihn so erniedrigt, daß er ein Teufel wurde? Gelegenheit? Ist wirklich alles, sogenannte Schuld und Nichtschuld, nur Gelegenheit? Oder ist alles eisern fest bestimmt? Unerbittlich ist das Schicksal. Nur eines gibt es, um ihm zu entrinnen: Willensumkehr! Doch ist die Willensumkehr, Willensabkehr nicht auch schicksalgebundene Sache? Steht sie dann nicht auch unter dem Gesetze der Gelegenheit? Ja oder Nein? Wer hat den Mut zum Nein auf diese Frage?

Der Prediger schloß mit Amen. Eine Pause. Er sah viel Augen auf sich geheftet. Da saß er auch schon an der Orgel. Und wie nun die dunkeln Orgeltöne sich vermengten, entluden und entspannten - da merkten es viele, daß einer den dunkeln Zusammenhängen nachging, den großen Bedingungen zwischen den beiden Polen, aus denen alles Leben besteht und ohne die es kein Leben gibt. Dann ging er nach Hause und erschoß sich.

Wellcome Library for the History and Understanding

INHALTSVERZEICHNIS

I. Karriere oder nicht 5

II. Der Einsatz für Klasse II 31

III. Grausam 34

IV. Eine Sprechstunde in drei Stunden 50

V. Die Operation 80

VI. Lebensforschung 83

VII. Medizinische Wissenschaft 91

VIII. Das Wunder 105

IX. Schnee 111

X. Schicksal 131

XI. Modern 145

XII. Das Antlitz der Welt 148

XIII. Fremde 156

XIV. Von heute an! Zur Psychologie der guten Vorsätze 160

XV. Von bekannter Hand ermordet 170

XVI. Italienne 195

XVII. Das Horoskop 213

XVIII. Unterbrochen 227

XIX. Die Rettung 232

Von Hans Much erschienen

im Verlag Carl Reissner, Dresden-N. 6

folgende Werke:

EKKEHART

Roman der deutschen Seele

Gebunden M 9.–

—

AEGYPTISCHE NÄCHTE

Die Reise eines Biologen

Geheftet M 4.50 — Gebunden M 6.60

—

DIE WELT DES BUDDHA

Gebunden M 4.05

—

VOM SINN DER GOTIK

Mit 60 Bildtafeln

Gebunden M 5.85